Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit . . . . 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.
Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek.

(Fürstenfeldergasse Nr. 8.)

P. o. germ.
1924 Z (1
22831. 4

Friedrich

Fr. Friedrich.

Die Orthodoxen.

Erster Band.

Die Orthodoxen.

Ein Roman aus der Gegenwart.

Von

Fr. Friedrich.

Erster Band.

Leipzig.

Verlag von L. Wiedemann.

1857.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Synode.

Es ist ein heiterer Septembermorgen. In dem Pfarrhause zu Sch. herrscht unter der ganzen Hausgenossenschaft ein lebendiges, geschäftiges Treiben. Haus, Hof und Garten haben ein festliches, gekehrtes und gereinigtes Aussehen. Das Hofthor ist weit geöffnet und deutet an, daß Besuch erwartet wird. Aus der Küche dringen verlockende Gerüche, und die wichtige Miene der Köchin ist wohlgeeignet, einen Maßstab für die Wichtigkeit abzugeben, welche die Bewohner des Pfarrhauses auf diesen Tag legen — es ist ein Festtag, der Tag der jährlichen Synode, an dem die Pfarrer der Diöcese zu gelehrten Besprechungen zusammen kommen und wenn auch häufig eine geringe Gelehrsamkeit, so doch stets einen gesunden Appetit entwickeln. Sie sind auch berechtigt dazu, denn der Superintendent, in dessen Hause die Synode stattfindet, bekommt das Gastmal bezahlt, und die Kirchenkasse des betreffenden Dorfes ist freigebig genug, um die Kosten für ihren Pfarrer herzugeben, er kommt ja zum Wohle der ganzen Kirche mit seinen Amtsbrüdern auf der Synode zusammen.

Der Pfarrer und Superintendent zu Sch. kümmert sich nicht um das Treiben, welches in seinem Hause herrscht. Er geht auf seinem Zimmer in seiner Amtstracht langsam auf und ab und spricht mit leisen Worten die Rede vor sich hin, welche er an die Pfarrer zu richten gesonnen ist. Das Zimmer ist für die Synode in Bereitschaft gesetzt. Um einen großen und langen Tisch stehen Stühle in feierlicher Ordnung, und auf dem Tisch vor jedem Stuhle liegt eine Bibel. Der Superintendent Möller steht nicht allein in dem Rufe einer großen Frömmigkeit, er ist auch äußerst genau und pünktlich in seinen Geschäften, das bekunden die sorgfältig gespitzten Federn und das Papier, welche an der Stelle liegen, wo der Protokollführer die Reden und gelehrten Bemerkungen der Pfarrer zu Papier bringen soll. Das großmächtige schwarze Dintenfaß, das man leicht für einen Taufstein früherer Jahre halten könnte, und das eben so große Streusandfaß, die wie zwei Festungsthürme sich vor dem Platze des Protokollanten erheben, sind erbliches Eigenthum der Superintendentur von Sch.

Superintendent Möller geht, wie bereits erwähnt, im Zimmer auf und ab, seine Rede leise hersagend, denn auf diese Rede giebt er sehr viel. Er hat lange an ihr gearbeitet, und da sie sehr viel Stellen aus der heiligen Schrift, die stets nach Buch, Kapitel und Vers citirt sind, enthält, so muß sie nach seiner Meinung sehr gut sein und kann den gewünschten Erfolg nicht verfehlen. Dann und wann wirft Möller einen prüfenden Blick über den langen Tisch, aber es liegt noch Alles in genau abgemessener Ordnung, und wenn er

diesen und jenen Stuhl noch etwas vor oder zurückschiebt, so ist das völlig unnöthig; sie stehen sämmtlich in untadelhafter Ordnung.

Der Hund auf dem Hofe der Superintendentur fängt an zu bellen, eine äußerst geräumige Kutsche bewegt sich langsam und schaukelnd auf den Hof und das bebrillte Gesicht eines Pfarrers schaut aus ihrem Fenster hervor. Superintendent Möller eilt hinaus, um die amtsbrüderlichen Gäste zu empfangen. Eine steife Verbeugung, ein genau abgemessenes und daher stets gleiches Lächeln des auf der Thürschwelle stehenden Superintendenten begrüßt die einer nach dem andern ankommenden Pfarrer der Diöcese, nebst ihren Gemahlinnen und erwachsenen Töchtern, deren Begrüßungen und Erkundigungen nach allseitigem Wohlsein der Anwesenden und daheim Gebliebenen kein Ende nehmen. —

Der Anfang der Synode ist nach dem Einladungsschreiben auf 10 Uhr Morgens festgesetzt. — Scheint die herbstliche Sonne an diesem Tage der Synode wegen so mild und warm? Zeigt sich des Festtags wegen, der auf der Superintendentur gefeiert wird, kein einziges Wölkchen am weiten, blauen Himmel? Ist der Herbstmorgen so frisch und spannend, weil die Pfarrer der Diöcese Sch. zur Synode fahren, und sind die Thauperlen, die an Blättern und Halmen glitzern, so klar, damit sich die schaukelnden Pfarrkutschen in ihnen spiegeln? — Wir wissen's nicht, vielleicht deshalb, weil der Schwager des Superintendenten Möller, der Consistorialrath und Abt Ellis, der Synode beizuwohnen und sie zu leiten sich bereit erklärt hat, vielleicht deshalb,

damit das goldene Abtkreuz auf seiner Brust weithin in den Sonnenstrahlen sich spiegle.

Aber die Sonne scheint mild und der Morgen ist schön, das wissen wir, und an dem Abhange längs des Waldsaumes sehen wir drei Personen hingehen. An dem Arme eines jungen, schlank, aber doch kräftig gewachsenen Mannes geht ein Mädchen, das in seiner äußerst einfachen Kleidung, ein leichtes Tuch um den Kopf gebunden, einigermaßen gegen ihren mit Sorgfalt, ganz schwarz gekleideten Führer absticht. Neben beiden an der Seite des jungen Mannes schreitet etwas gebeugt ein alter Mann, dessen Anzug mit dem des Mädchens im Einklange steht. Heiter und frei blickt des jungen Mannes Auge in den Herbstmorgen hinaus. Es liegt in seinen Zügen ein schwacher Ausdruck von Stolz, der jedoch nicht durch eigene Ueberschätzung, sondern durch das Gefühl geistiger Kraft hervorgerufen ist. Das große blaue Auge, das einen so sinnigen Blick zu richten vermag, giebt dem Anschauer die Gewißheit eines edlen Sinnes, und die leicht bewegbaren, feinen Mundfalten, ziehen sich häufig zu einem Lächeln, wodurch das ganze Gesicht stets unbefangen und heiter erscheint.

Anders ist der Ausdruck des alten Mannes. Die Jahre haben sein Haupt gebleicht und gebeugt, aber nicht die Jahre allein haben die tiefen Furchen auf sein Antlitz gegraben. Es müssen schwere Leiden, bittere Erfahrungen gewesen sein, die einen nimmer weichenden Ausdruck der Angst und Sorge auf des Greises Gesicht gelegt haben. Zieht dann und wann auch ein mattes

Lächeln über diese Züge hin, so will die Erinnerung, die sich in Wehmuth ausdrückt, nimmer weichen, und doch liegt in allen Zügen, selbst in den tiefsten Furchen, ein Ausdruck des festen Charakters, der weiß, weshalb er Etwas erstrebt. Auch in diesem Augenblicke zeigt des Greises Gesicht seinen gewöhnlichen besorgten Ausdruck.

Getheilt zwischen beiden ist der Ausdruck, den das Mädchen macht. Seine Augen können nur Heiterkeit und Unschuld blicken; es lacht, scherzt, bewegt sich so leicht, als möchte es stets hinausspringen in den frischen Herbstmorgen, nur wenn sein Auge auf den Greis und sein ernst trauriges Antlitz fällt, werden seine Züge für einen Augenblick ruhig und ernst, aber stets nur einen Augenblick, der nächste Windhauch, der den Hügel hinaufweht, bringt wieder Leben und Lust in des Mädchens liebliche Züge.

Scherzend unterhält sich Anna Richter mit ihrem Bruder, sie weiß nicht, welche Wichtigkeit eine Synode für einen Candidaten hat, wo er mit ältern Männern zu gelehrten Besprechungen zusammenkommt, wo eine von ihm selbst mit vieler Mühe gearbeitete Abhandlung zur Besprechung kommt, wo sie vielleicht gefällt und das Lob der bejahrten Herren Pastöre und des Superintendenten und gar des Consistorialraths und Abts erntet, vielleicht aber auch von ihnen schwer und hart getadelt und ganz verworfen wird. Von allem Dem hatte Anna keine Ahnung, darum schwatzt und lacht sie so unbefangen, und ihr Bruder hat seine Anna zu lieb, hegt selbst zu wenig Besorgnisse in Betreff seiner Abhandlung, als daß er nicht gern auf des Mädchens Scherzen eingehen sollte.

„Du solltest Albert nicht zu sehr zerstreuen, Anna," wendet sich der Greis an das Mädchen, als es wiederum lustig lacht und seinen Bruder hüpfend mit sich fortzieht, „denke daran, daß er all' seine Geisteskräfte heute zusammen nehmen muß, denn es muß ihm daran gelegen sein, sich vor dem Consistorialrath und den Predigern auf der Synode in einem verständigen und gutem Lichte zu zeigen."

Als ob sie ein Unrecht gethan habe, wird Anna still und geht ernst, fast traurig an ihres Bruders Seite.

„Laß Anna nur lustig sein, Vater," nimmt deshalb dieser das Wort, „sie zerstreut mich nicht, und wenn sie es thut, so habe ich noch Zeit genug mich wieder zu fassen, und ich denke ich werde mich auf der Synode als einen Solchen zeigen, der seine Studienjahre nicht nutzlos verbracht hat und den schwierigen ernsten Beruf, dem er sein Leben widmen will, nicht verkennt."

„Ich weiß, Albert," erwidert der Greis, „daß Du Dich Deiner Kenntnisse nicht zu schämen brauchst, und hege deshalb keine Besorgniß für Dich; aber Eins möchte ich Dir noch an das Herz legen, bedenke, daß Du auf der Synode als ein junger Mann unter alten und in ihren Aemtern gereiften und zum Theil ergrauten Männern dastehst — ich kenne Deine Heftigkeit, wenn es darauf ankommt, Deine Ueberzeugung zu vertheidigen — bleib stets ruhig, mehr zurückhaltend, sag Deine Ansichten mit ruhiger Ueberlegung, laß Dich aber in keinen Streit ein."

„Sei ohne Sorge, Vater," giebt ihm Albert, indem er seinem Vater die Hand darreicht, zur Antwort, „ich

werde mich nicht vergessen. — Doch die Stunde der Synode rückt heran, ich muß eilen, kehrt Ihr lieber zurück."

Noch einmal wiederholt der Alte mit kurzen Worten seine Ermahnung, herzlich drückt Albert ihm und der Schwester zum Abschied die Hand. „Denk an Bertha," flüstert Anna ihm in das Ohr und folgt schnell ihrem Vater.

Eine leichte aber freudige Röthe fliegt über Alberts Gesicht, als er stehen bleibt und seiner Schwester nachblickt. — „Denk an Bertha," wiederholt er leise und in Gedanken an Die, welche mit diesem Namen bezeichnet ist, setzt er seinen Weg zur Synode fort.

„He, holla, Albertus Richter, candidatus theologiae, mäßige Deine Schritte und nimm mich mit, die Synode läuft Dir nicht davon!" ruft es plötzlich hinter ihm, und diesen Worten folgt ein junger Mann, dem man den Humor auf den ersten Blick ansieht.

Albert dreht sich um, und mit herzigem Händedruck begrüßen sich die beiden Freunde.

„Ich denke, Schröter, Du bist längst in Sch.," sagt Albert, „denn ich kehrte bei Dir vor, um Dich abzuholen, und da ward mir gesagt, Du seiest schon vor einigen Stunden fortgegangen und müßtest längst in Sch. sein."

„Alles soweit richtig, nur mit Ausnahme des letzten Punktes. Aber hast Du denn gar keine menschlichen Gefühle mehr in Dir, daß Du glaubst ein ehrsamer candidatus theologiae könne mehre Stunden laufen, ohne Durst zu fühlen? Reicht Deine Schlauheit nicht

einmal soweit, daß Du nicht zu ahnen vermochtest, daß es in meinem eigenen Interesse und in dem der ganzen Synode gehandelt ist, wenn ich meine geistigen und körperlichen Kräfte zu dem schweren und langen Werke durch einen frischen Trunk erquickt habe? Albert, Albert, Dir sieht schon der Philister über die Schulter."

Albert muß über seinen durstigen Freund lachen, und bald ist er selbst mit in dessen Heiterkeit hineingezogen.

Vor ihnen liegt der Thurm und die Kirche von Sch. Der Schornstein der Superintendentur blickt majestätisch aus den übrigen Schornsteinen hervor, er ist der einzige, der weiß angestrichen ist, und Synodal=Rauch steigt aus ihm empor und wird langsam durch den Lufthauch davon getragen, bis er immer dünner und durchsichtiger wird und in schwachen Streifen sich in der Ferne verliert.

„Siehst Du, Albert," macht Schröter seinen Freund mit dem Finger auf den rauchenden Superintendentur=Schornstein zeigend, aufmerksam, „das ist der Opferrauch, der uns heute dargebracht wird als den würdigen und hoffnungsvollen Vertretern der jüngern Theologie, der Opferrauch, den die Kirchenkassen ihren treuen Hirten darbringen, der Weihrauch für unsre gelehrten und geistreichen Abhandlungen."

„Hast Du denn wirklich die Synodalthesen bearbeitet," unterbricht ihn Albert fragend, „Du zeigtest ja keine Neigung dazu?"

„Nun, ich habe es auch bei dem guten Willen gelassen, die Kirchenkasse ist stark genug, die Strafe für

mich zu erlegen, sie traktirt mich ja ohnedies heute. — Deine Abhandlung ist wohl ein gelehrtes Ding geworden?"

„Ich habe sie mit Sorgfalt ausgearbeitet," erwidert Albert, „und wenn ich auch auf keinen Beifall rechne, so hoffe ich doch den etwaigen Einwürfen entgegnen zu können."

Der Hund auf dem Hofe der Superintendentur bellt heftig, als er zwei Männer auf den Hof treten sieht; er ist gewohnt, die Herren Pfarrer in ihren dickbauchigen, schaukelnden Kutschen zur Synode ankommen zu sehen, wie kann er deshalb ahnen, daß Albert Richter und Heinrich Schröter auch dem geistlichen Stande angehören und der Synode beiwohnen wollen, da sie ärmlich zu Fuß kommen, — aber die betreffenden Gemeinden sind nur verpflichtet, ihre Pfarrer zur Synode zu fahren, nicht auch die Candidaten. —

Zehn Uhr ist bereits vorüber. Die Synode beginnt. In steifer Ordnung sitzen die Pfarrer um den langen Tisch, Zwölf an der Zahl. Der Protokollführer hat eine der feingespitzten neuen Federn hinter dem Ohr stecken, aber auch er hält die Hände gefaltet über der vor ihm liegenden Bibel wie die übrigen, denn der Consistorialrath und Abt Ellis spricht mit feierlicher Stimme ein langes Gebet. Er steht dabei, und seine lange Gestalt scheint während des Gebets länger und länger zu werden, bis er das „Amen" spricht, und dann in Demuth sein Haupt auf die Brust herabsinken läßt.

Die beiden Candidaten sitzen unten an dem Tische — das ist der Candidatensitz von jeher, und Superintendent Möller hält auf alte Gewohnheiten und Sitten.

Möller's Rede, welche er in monotonen Worten an die Versammelten richtet, ist lang, sehr lang; sie enthält viele Bibelstellen, aber sie ist trotzdem nicht gut. Ihr Eindruck ist ein einschläfernder, das empfinden alle Anwesenden, außer dem Redner selbst. Er läßt sich in allgemeinen Worten über die Abhandlungen der Herren Amtsbrüder und über das Thema, welches zur Behandlung gegeben war, aus und theilt seine eigene Ansicht darüber mit.

Das Hauptthema ist die Frage: „Gebührt in dem protestantischen Gottesdienste der Predigt oder der Liturgie die erste Stellung, und welche Stellung zum Gottesdienst müssen beide einnehmen?"

Der Superintendent Möller berichtet über eine jede Abhandlung der Herren Pfarrer, und die Besprechungen werden darüber eröffnet. Der Consistorialrath führt vor Allen das Wort und die Pfarrer stimmen ihm sämmtlich mit Ausnahme eines einzigen, des Pfarrer Binder und der beiden Candidaten bei, — sie haben überhaupt noch kein Wort geredet.

Pastor Binder ist ein kleiner lebhafter Mann, und in seinen Zügen drückt sich eine große Menge Gutmüthigkeit aus. Er wird aber von seinen Collegen misverstanden und gemieden, weil er einer freiern Richtung angehört und in dem Rufe steht, ein Rationalist zu sein. Pastor Binder schweigt deshalb meist auf der Synode, um nicht mit seinen Amtsbrüdern in Streit zu gerathen; er schickt auch keine Bearbeitung der Synodalthesen ein, obschon er dieselben für sich mit größtem Fleiße ausarbeitet und er ein gelehrter und gescheidter

Mann ist, aber seine Friedensliebe läßt ihn jegliche Ursache, die zu einem Streite führen könnte, vermeiden, denn er hat schon traurige Erfahrungen gemacht, wie sehr sich beleidigte Eitelkeit zu rächen vermag.

Auch auf der jährlichen Synode wird Pastor Binder von seinen frommen Amtsbrüdern sehr zurückgesetzt. Sie vermeiden es, sich in irgend ein Gespräch mit ihm einzulassen, sehen ihn mit einem stolzen Blicke von der Seite an, und Superintendent Möller hat noch nie die Freundlichkeit gehabt, Binder's Frau und Töchter zur Synode einzuladen, wie er es bei den andern Pfarrern zu thun pflegt.

Nachdem Superintendent Möller über sämmtliche Abhandlungen seiner Amtsbrüder Bericht erstattet und seine Freude ausgedrückt hat, daß sämmtliche Arbeiten von einem Geiste durchdrungen seien, wie ihn die orthodoxe Kirche als ihren Grundpfeiler und Eckstein anerkenne, greift er zu der letzten Abhandlung, zu der des Candidaten Richter.

In der Art und Weise, wie er diese Arbeit aufhebt und leichthin einige Male durchblättert, in dem spöttischen Lächeln, welches sich um seinen Mund hinzieht, bald aber in eine keine Schonung gewährende Strenge übergeht, kann ein aufmerksamer Beobachter schon das Geschick dieser Arbeit lesen. Albert Richter, dessen Auge auf den Mienen und Bewegungen des Superintendenten haften, hat es schon gelesen. Flüchtige Röthe überzieht sein Gesicht, aber sie weicht schnell einer um so bleichern Farbe. Doch seine Züge bleiben ruhig, scheinen auf Alles gefaßt zu sein.

„Es ist noch die Arbeit des Herrn Candidaten Albert Richter übrig," bricht Superintendent Möller endlich, nach mehrfachem Umblättern in der Abhandlung, das Schweigen. „Es ist zuvörderst jedenfalls das Streben des Herrn Candidaten, die gegebene These zu beantworten, auch wenn seine Kräfte der Aufgabe nicht gewachsen waren, zu loben. Die Herren Candidaten," fährt er fort, indem er einen strengen und, seiner eigenen Meinung nach, vielsagenden Blick auf den Candidaten Schröter wirft, „thun immer wohl daran, wenn sie sich die Mühe der Ausarbeitung der gestellten Thesen nehmen; sie werden dadurch mit dem Gegenstande vertrauter und sind im Stande, den Besprechungen auf der Synode zu folgen und sie zu verstehen."

„Wie schon erwähnt, sind die Kräfte des Herrn Richter der Aufgabe nicht gewachsen, und obenein hat sich derselbe nicht streng an die Sache gehalten, sondern die Frage vom theoretischen Gesichtspunkte aufgefaßt und dargestellt. Herr Richter behauptet, daß die Predigt im protestantischen Gottesdienste vor der Liturgie den Vorzug verdiene und ihr deshalb das Uebergewicht im Gottesdienste zugestanden werden müsse, weil eben die Predigt auf das Wesen des Protestantismus sich gründe und stütze. Herr Candidat Richter ist keineswegs wie Sie, meine verehrten Herren Collegen, der Ansicht, daß die Liturgie, als die wahre Anbetung Gottes im Sinne des Heilands und der Apostel, das eigentliche Wesen des Gottesdienstes ausmache, und mit Redensarten aus der Hegel'schen Philosophie sucht Herr Richter seine Ansicht durchzuführen."

Ein allgemeiner Unwille giebt sich in den Mienen der Versammelten kund und alle richten ihre Augen auf den regungslos dasitzenden Candidaten.

„Das ist nicht die Art und Weise, Herr Richter,“ fährt Superintendent Möller nach kurzem Schweigen und mit innerlicher Freude über die Wirkung, welche seine Worte auf die Pfarrer gemacht haben, fort, „das ist nicht die Art und Weise, durch welche Sie sich empfehlen und vorbereiten als künftigen Diener der christlichen Kirche und unsers Erlösers! Hier ist nicht die Gelegenheit, wo Sie jene philosophischen Phrasen anbringen können, die nur der Antichrist ersinnen konnte; Sie scheinen Ihre Studienjahre nicht in der Weise benutzt zu haben, wie die Kirche es von ihren einstigen Dienern verlangt. Sie scheinen noch keine Ahnung von dem wahrhaft christlichen Geiste zu haben und, Herr Richter, philosophische Redensarten und Romane verleihen ihn nicht!“

Immer heftiger wird des Superintendenten Stimme, immer schwerer werden die Vorwürfe, welche er auf den unglücklichen Richter schleudert, immer demüthigender werden seine Worte, immer mehr redet er sich in Zorn hinein; da ergreift er endlich in höchster Aufregung die Arbeit, hält sie empor und mit gen Himmel gerichteten Augen ruft er laut: „Es ist kein Werk, das unsern himmlischen Heiland und Erlöser ehrt und anbetet, es ist ein Teufelswerk!“ und heftig wirft er die Arbeit auf den Tisch nieder. Alle schweigen. Da faltet der fromme Superintendent die Hände zum Gebet und spricht mit

demüthiger Stimme: „Herr vergieb ihm, er wußte nicht, was er that!“

Die Worte Möller's haben eine große Wirkung hervorgerufen. Ueber Albert Richter's Wangen verbreitet sich abwechselnd Röthe und Blässe, er sitzt unbeweglich da, aber aus seinen Augen zuckt ein innerlich hell loderndes Feuer. Er blickt seinen Freund Schröter an und dieser schüttelt lächelnd den Kopf, um ihm anzudeuten, daß er nichts erwidern möge. Albert versteht ihn. Die Prediger rings um schweigen mit gefalteten Händen. Da nimmt der Consistorialrath und Abt Ellis das Wort und mit ernstem, examinirendem Tone fragt er: „Wo haben Sie studirt, Herr Richter?“

„In Jena und Tübingen,“ lautet die mit Anstrengung hervorgebrachte Antwort Richter's.

„So, so! Es wäre besser gewesen, Sie hätten in Halle studirt, Herr Richter,“ fährt der Consistorialrath und Abt fort, „und es wäre noch besser gewesen, Sie hätten gar nicht Theologie studirt, denn bei den Ansichten, welche Sie in Ihrer Arbeit entwickelt haben, werden Sie sehr wenig Hoffnung haben, in unserm Lande je die Kanzel zu besteigen und eine Stelle zu erhalten; sehr wenig Hoffnung, Herr Richter!“

Aus den Augen der versammelten Geistlichen leuchtet bei diesen Worten eine innerliche Freude hervor, nur aus denen des Pastor Binder nicht. Noch hat er kein Wort während der ganzen Synode gesprochen, aber er erhebt sich, blickt mit festem Auge rings um und sagt mit ruhiger aber scharf betonter Stimme: „Das ist nicht

die Art, geehrte Herren, wie man über eine Arbeit urtheilt und jüngere Leute über etwa begangene Fehler zu verständigen sucht. Ich habe bis jetzt geschwiegen und ich ersuche die geehrten Herren, mich ruhig meine Ansicht und deren Begründung darlegen zu lassen. — Sie verwerfen die Arbeit des Herrn Richter, Herr Superintendent, nennen Sie ein Teufelswerk, und doch muß ich offen gestehen, daß ich sie mit großem — mit sehr großem" — setzt er mit Nachdruck hinzu — „Vergnügen gelesen habe; daß sie nicht blos die beste der sämmtlichen Arbeiten der Herren Amtsbrüder ist, da sie ruhig und klar die Sache in's Auge faßt; ich muß auch bestimmt erklären, daß die Arbeit des Herrn Richter die gestellte Frage auf die allein richtige Weise gelöst hat. Es handelt sich hier nicht um verschiedene Ansichten und subjective Auffassungen, sondern man braucht nur auf das Wesen des Protestantismus und, wenn Sie wollen, auf die Worte Luthers selbst in Betreff dieser Frage zurück zu gehen, um ganz entschieden der Predigt in dem protestantischen Gottesdienste den Vorrang zugestehen zu müssen. Ich brauche Ihnen wohl nicht die bezüglichen Stellen aus Luthers Schriften in's Gedächtniß zurückzurufen, Herr Richter hat sie kurz angeführt und auf Grund derselben die Frage beantwortet. Sie sagen, Herr Superintendent, die Arbeit des Herrn Richter enthalte meist philosophische Phrasen, Hegel'sche Redensarten, — ich muß Ihnen offen bekennen, daß ich Ihrer Ansicht keineswegs beistimmen kann, obschon mir Hegel's Schriften zur Genüge bekannt sind, ja ich muß bestimmt behaupten, daß die Arbeit des Herrn Richter

ebenso weit von Hegel's Philosophie entfernt steht, als Ihre Worte von der Wahrheit der Sache!"

Als ob ein Blitzstrahl plötzlich in eine Gesellschaft niederfährt, so sitzen die Herren Pfarrer erstaunt, erschrocken da. Superintendent Möller sieht den Sprecher mit großen Augen und halb geöffnetem Mund an, aber er vermag kein Wort zur Erwiderung hervorzubringen.

Da erhebt sich der Consistorialrath und Abt. Für ihn ist jetzt die Gelegenheit, für seine frommen Amtsbrüder in die Schranken zu treten, und als die Pfarrer und der Superintendent den Abt wie einen Kirchenfürsten groß und lang dastehen sehen, da kehrt Selbstvertrauen in ihre Brust zurück.

„Herr Pastor Binder," beginnt endlich der Consistorialrath mit lauter und verweisender Stimme: „Herr Pastor Binder," wiederholt er mit noch größerem Nachdruck, „ich muß hier kraft meines Amtes auftreten, um die geehrten Herren Prediger und den Herrn Superintendenten vor jeder Beleidigung von Ihrer Seite zu schützen. Sie wagen es, obschon Sie selbst, aus welchem Grunde ist mir unbekannt, noch nie die Synodalthesen zu bearbeiten sich die Mühe genommen haben, über die Arbeiten der hochwürdigen Herren abzuurtheilen und dieselben der Arbeit eines Candidaten nachzusetzen! Sie wagen es, gegen die so ruhig und im Geiste des Heilandes ausgesprochene Ansicht des Herrn Superintendenten aufzutreten und dieselbe als unwahr zu bezeichnen! Herr Superintendent Möller hat noch sehr mild und christlich über die gänzlich unbrauchbare Arbeit des Herrn Richter geurtheilt und sie mit dem rechten Namen benannt.

Ich selbst, Herr Pastor Binder, stimme dem Urtheile des Herrn Superintendenten vollkommen bei, wie gewiß auch die übrigen Herren Prediger!"

Der Consistorialrath hat diese Worte mit größtem Nachdruck gesprochen, aber Pastor Binder scheint nicht durch sie betroffen zu sein, denn mit ruhiger aber fester Stimme entgegnete er: „Ich habe mein Urtheil als meine wohlerwogene Ansicht gegeben und muß Ihnen, Herr Consistorialrath und Abt, deshalb dieselben Worte erwidern, welche ich dem Herrn Superintendenten gesagt habe."

„Mir?" ruft der Consistorialrath halb erstaunt und halb in Zorn. „Mir?"

„Jawohl auch Ihnen!" erwidert Pastor Binder ruhig, „und allen Denen, welche Ihre Ansicht theilen."

„Ich verweise Sie zur Ruhe, zum Schweigen!" fährt der Abt heraus, „Sie haben kein Recht hier zu opponiren, Sie sind längst bekannt mit Ihren rationalistischen Ansichten!"

Mit derselben Ruhe steht Pastor Binder da. „Ich habe das Recht, meine Ansichten hier auszusprechen wie jeder Andere und ich werde es thun, sobald es mir beliebt und nöthig ist," erwidert er mit fester Stimme.

Ein allgemeines Murren erhebt sich unter den Versammelten. Der Superintendent sitzt bleich und erschrocken da, der Consistorialrath ringt vergebens nach Worten, der Augenblick der allgemeinen höchsten Spannung ist eingetreten.

Da erhebt sich der Candidat Richter. „Wegen meiner Arbeit," sagt er mit ruhiger Stimme, „ist der Streit

entstanden. Herr Pastor Binder ist so freundlich, dieselbe in Schutz zu nehmen, erlauben Sie mir, verehrte Herren, selbst meine Gründe zur Rechtfertigung darzulegen."

„Schweigen Sie, Sie haben keine Gründe," fährt ihn der erzürnte Consistorialrath an.

„Ich habe Gründe, Herr Consistorialrath," erwidert Albert ruhig.

„Schweigen Sie!" ruft der Consistorialrath noch heftiger und wirft in äußerster Wuth die heilige Schrift auf den Tisch, wie Luther einst dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf warf, und das Dintenfaß des Protokollführers wankt ob dieser Erschütterung und in leisem schwarzen Flusse verbreitet sich sein Inhalt über den Tisch.

Die Prediger springen auf. Es ist Revolution unter den frommen Geistlichen.

„Kommen Sie," spricht Binder zu Albert, indem er ihn am Arm faßt, „kommen Sie, wir thun besser, die Herren von unsrer Gegenwart zu befreien;" aber durch des Consistorialraths Heftigkeit ist auch Albert's Blut in Wallung gerathen. „Ich werde bleiben," ruft er mit Bestimmtheit, „und mich gegen die mir so fälschlich gemachten Vorwürfe rechtfertigen, ich werde darthun, mit schlagenden Gründen darthun, daß Derjenige, der behauptet, meine Arbeit sei aus Hegel'schen Redensarten zusammengesetzt, entweder diese oder Hegel nie gelesen hat, ich werde darthun, daß Luther selbst sagt, die Predigt sei das Wesentlichste des ganzen Gottesdienstes, und daß es ein romanisches Streben ist, der

Liturgie, als Anbetung Gottes, das Uebergewicht zu gestatten; ich will mich rechtfertigen und zeigen." —

Der Pastor Binder zieht ihn am Arme aus der Thür, ehe er seine Worte beenden kann und schnell sind Beide aus dem Bereiche der Superintendentur in Sch. —

Auf dem Heimwege.

Eine herbstliche Nachmittagssonne hat viel Ergreifendes und Mildes, sie scheint so warm und frei in die Herzen hinein und macht sie noch weicher und wehmüthiger als der Frühling. Die Frühlingssonne spannt die Kräfte und Muskeln, sie erheitert und treibt uns hinaus auf die Wiesen, in den grünen Wald und drängt uns, daß wir vor Freude und Lebenslust hüpfen und springen möchten — nicht so die Herbstsonne. An dem Abhange eines Berges liegen, das Haupt auf die Hand gestützt und hinablicken in das Thal vor uns; dem Treiben der Menschen auf den Feldern zuschauen, mit dem Blicke die aus den Schornsteinen aufsteigenden Rauchwolken verfolgen und die Gedanken ihren eignen schwärmenden Flug nehmen lassen, — das ist die Herbstlust.

Pastor Binder und Albert sind auf dem Heimwege. „Sehen Sie, lieber Richter," bricht Pastor Binder endlich das Schweigen, „so urtheilt man über Arbeiten, welche nicht in dem Sinne jener Herren sind."

„Ich hatte die Abhandlung mit vieler Mühe ausgearbeitet und einen andern Erfolg gehofft.“

„Das glaub' ich gern,“ unterbricht Binder Albert, „ich gestehe, daß ich mit Vergnügen Ihre Arbeit gelesen habe, daß ich Ihnen vollkommen beistimme, aber ich wußte, daß sie nicht anders beurtheilt werden würde. Sie hätten sollen lieber gar keine Arbeit einliefern, es wäre besser gewesen als so; Sie haben die Herren gereizt und, junger Freund,“ fügt Binder hinzu, indem er still steht und seine Hand auf Albert's Arm legt, „Sie kennen noch nicht diese frommen, orthodoxen Herren. Ich halte es für meine Pflicht, offen gegen Sie zu sein, damit Sie gefaßt und mit ruhiger Ueberlegung jenen Herren entgegentreten können. Rechnen Sie bei ihnen auf kein Vergessen oder Vergeben des heutigen Auftrittes, und wenn dieselben auch noch so freundlich gegen Sie sind. Ich habe reiche und schwere Erfahrungen gemacht, habe meiner freiern Ansichten wegen fortwährend Anfeindungen und Verleumdungen erleiden müssen, denn die Falschheit und Bosheit birgt sich so häufig unter dem Gewande der Frömmigkeit und des Pietismus.“

„Was wollen Sie jetzt beginnen, Herr Richter?“ fragt ihn sein Begleiter nach kurzem Schweigen, „Sie haben den Herrn Consistorialrath und Abt beleidigt, auf eine Pfarrstelle dürfen Sie sich keine Hoffnung machen?“

Albert sieht den Frager mit großen Augen an, er ist erstaunt über die Frage und ein bleicher Zug des Schreckens zieht über sein Gesicht hin. „Ich habe mich

um die Pfarrstelle in B. beworben, und die Zuneigung der ganzen Gemeinde zu mir spricht für mich."

„Machen Sie sich keine Hoffnung, verzichten Sie von selbst darauf," erwidert ihm Pastor Binder, „und wenn die ganze Gemeinde für Sie zum Consistorium wallfahrtete, Sie würden die Stelle dennoch nicht erhalten."

„Die Gemeinde hat den Pfarrer zu wählen, und das Consistorium hat ihn nur zu bestätigen."

„Es wird Sie aber nicht bestätigen, glauben Sie mir, junger Freund, ich wollte es wäre anders," erwidert Binder mit Theilnahme.

Albert's Züge nehmen einen Ausdruck tiefer Bekümmerniß an. „Mein Vater, meine Schwester haben all ihre Hoffnung darauf gesetzt, ich bin verloren, wenn ich die Stelle nicht erhalte!"

„Nein, Sie sind nicht verloren; bei den Kräften und Kenntnissen, welche Sie besitzen, werden Sie sich auch auf anderem Wege Ihr ehrenvolles Brot erwerben; nur nicht verzagt! Wer sich selbst verläßt, den hat Gott verlassen!" tröstet Binder Albert, aber seine Worte vermögen nicht ihn zu beruhigen, und schweigend schreitet er ihm zur Seite weiter.

„Albertus Richter, candidatus theologiae!" tönt es plötzlich hinter ihnen, und fast athemlos kommt der Candidat Schröter hinter ihnen her gelaufen.

„Wo kommen Sie her, Herr Schröter?" ruft ihm Binder entgegen.

„Von der großen Synode, dem gesprengten Concil, auf dem das große Schisma zwischen meinem Freund

Richter und dem Herrn Consistorialrath nebst Herrn Superintendenten entstand! Geradenwegs. — Aber Sie sind sehr schnell gegangen, meine Herren, ich habe mich bald nach Ihnen den Herren höflichst empfohlen und bin gelaufen wie toll; — o, nur einen Schluck Bier, mein Hals, meine Seele, mein ganzer Geist sind so trocken wie des Herrn Superintendenten Rede, erschrecklich trocken!"

„Weshalb bist Du nicht dort geblieben, Schröter?" fragte Albert.

„Glaubst Du denn," ruft der Gefragte mit dem ihm eigenthümlichen humoristischen Pathos, „ich werde mich mit Denen zu Tisch setzen und wohl gar anstoßen, die so eben meinen Freund zum ewigen Candidatenthum verdammt haben! Aber laß Dich nicht irren, mein Junge, sei nicht besorgt, die Stelle in B. bekommst Du dennoch!"

Albert schüttelt traurig mit dem Kopfe.

„Soeben sprachen wir darüber," nimmt Pastor Binder das Wort, „und ich selbst habe Herrn Richter gesagt, daß er sich keine Hoffnung auf die Stelle machen möge. Die heutige Streitigkeit werden jene Herren gewiß nicht vergessen."

„Gewiß nicht, Herr Pastor," erwidert Schröter, „sicher nicht, die Herren vergessen nichts, als ihr eigenes Unrecht; Sie haben von Ihrer Seite ganz Recht, meinem Freund die Hoffnung auszureden, allein, Herr Pastor, es giebt Manches im Leben, was die Einen wissen, und deshalb darnach handeln können, während die Anderen sich nichts davon träumen lassen. Du be-

kommst die Stelle, Richter, deshalb jetzt still davon. — Was haben Sie denn für den Rest des Tages beschlossen, meine Herren?"

„Ich möchte Sie einladen, mit mir zu kommen," entgegnet Binder, um das Unangenehme des heutigen Morgens in ruhigem Gespräche zu vergessen."

„Sehr gern, sehr gern, Herr Pastor!" fällt Schröter ein, allein da Albert eine etwas verlegene Entschuldigung hervorbringt, fährt er sogleich fort: „Aha, ich weiß schon, Freund Richter kann nicht, da muß ich auch Ihre Freundlichkeit ablehnen, Herr Pastor. Freund Richter hat noch einen wichtigen Weg heute, er kann ihn nicht aufschieben, gewiß nicht, und ich muß ihn begleiten; ich bin vielleicht ihm nützlicher, als er glaubt. Darum haben Sie Dank, aber ich hoffe, Sie werden es uns nicht übel nehmen, wenn wir uns erlauben, Sie in den nächsten Tagen zu besuchen."

„Ich bitte darum."

Schröter und Albert nehmen Abschied von dem kleinen Prediger und verlieren sich bald in dem Schatten des nahen Waldes.

„Sie erwartet Dich, Richter?" bricht Schröter das Schweigen.

„Ja, aber wohl jetzt noch nicht," antwortet Albert, und schweigend schreiten Beide neben einander fort.

Der Tag neigt sich, aber durch die farbigen Blätter der Buchen scheint die Sonne immer noch freundlich und mild hindurch, und die Schatten der beiden Männer werden länger und länger und ranken sich stets weiter schreitend an den Stämmen der Bäume in die

Höhe. An dem Wege stehen Herbstblumen und Spinnen haben ihre Fäden von Halm zu Halm, von Busch zu Busch gezogen, und die glitzern und glänzen in den Sonnenstrahlen. Es ist Alles still, nur hoch aus den Lüften schallt das Geschrei von Kranichen, welche in langen geordneten Zügen nach Süden ziehen. Dann und wann fliegt ein Schwarm kleinerer Vögel zwitschernd und fröhlich über die Bäume hin, sie eilen nach den lieblichen Gegenden des Südens, und des Menschen Herz wird bei allem diesem so wehmüthig und weich gestimmt.

Albert kann die Ereignisse des heutigen Tages noch nicht vergessen, und selbst Schröter wird still und weich, obschon er stets ableugnet, daß er weich und gerührt werden könne; die Natur übt aber auf ihn den Einfluß aus, dem sich kein, wenn nicht ganz verdorbenes Gemüth verschließen kann.

Auf einer kleinen Waldwiese am Fuße eines weithin schattenden Eichbaumes sitzt ein Mädchen. Es hält Blumen in seinem Schooße und ist damit beschäftigt, aus ihnen einen Kranz zu winden. Ihr Blick ist heiter und sie singt ein lustiges Lied, welches im Walde widerhallt und schon aus der Ferne die beiden Candidaten aufmerksam macht.

„Kennst Du diese Töne?“ fragt Schröter scherzend seinen Freund.

Albert lauscht, und ein freudiges Lächeln bricht sich durch die trauernden Gedanken, welche sich auf seinem Gesichte abspiegeln, Bahn. Schneller schreiten Beide vorwärts. Als sie um den Busch biegen, sehen sie

das Mädchen, mit dem Rücken ihnen zugewandt, sitzen, und unbemerkt nähern sie sich ihm. Noch immer singt es sein lustiges Lied und windet am Kranze. Da kann sich Albert nicht länger halten, er springt vor und umfaßt die Sängerin. Erschrocken schaut sie sich um, als sie aber Albert's Augen begegnet, löst sich der Schreck in Freude, und kaum bemerkt sie den daneben stehenden Schröter.

„Du kommst früher, als ich Dich erwartet hatte, Albert," ruft sie aus, „ist die Synode so frühzeitig beendet?"

„Das nicht," nimmt Schröter für seinen Freund das Wort, „aber der arme Kerl hatte keine Ruhe mehr, es zog und trieb ihn fort, und aus Liebe zu ihm habe ich den Synodalschmaus im Stiche gelassen; das ist doch Aufopferung einer edlen Seele."

Das Mädchen reicht ihm freundlich die Hand. „Sie sind ein prächtiger Mensch, wie geboren zu einem Pfarrer," erwidert sie lachend.

„Ich geboren zu einem Pfarrer? Wohl gar zu einem frommen?" ruft Schröter lachend. „Dann muß ich noch einmal geboren werden, denn lieber wollte ich, wie weiland Jonas, nicht nur drei Tage, nein vier Wochen, in dem Walfischbauche sitzen, als Pfarrer werden und jährlich der Synode beiwohnen; das heißt natürlich in einem solchen Walfischbauche, wie der ist, in dem Jonas gesessen."

Bertha sieht ihn fragend an.

„Sie wissen wohl nicht," antwortet ihr Schröter, „daß der Walfisch des Jonas ein Wirthshaus, genannt

„Zum Walfisch“, war, in dem der fromme Jonas drei Tage und Nächte zechte? Sie hätten müssen Theologie studiren, Fräulein, dann würden Sie auch in diese mysterische Auslegung der heiligen Schrift eingeweiht sein.“

„Sie sind ein Schelm, Herr Schröter! — Aber was fehlt Dir, Albert, Du bist so ernst und traurig gestimmt, gar nicht so heiter und froh, wie Dich Deine Bertha zu sehen gewohnt ist?“

„Er ist hungrig und fühlt Durst, denn um den Synodalschmaus ist er betrogen,“ fällt Schröter ein; allein Albert's gezwungenes Lächeln zeigt Bertha sofort, daß dieses der Grund nicht ist.

„Sag' mir die Wahrheit, Albert,“ bittet Bertha schmeichelnd. „Hast Du Unangenehmes auf der Synode gehabt?“

Albert nickt ihr eine bejahende Antwort zu und wendet den Kopf ab, um sein betrübtes Gesicht zu verbergen.

„Thorheit, nichts als Thorheit, Fräulein,“ fällt Schröter wiederum ein, „eine Kleinigkeit! Den frommen Herren gefiel Albert's Arbeit nicht, und da gab es einige geringe verschiedene Ansichten, sogenannte theologische Ansichten, das hat Albert geärgert, und wir machten uns deshalb aus dem Staube, zumal da es schien, die Köchin habe den Braten anbrennen lassen, denn, auf Ehre, Fräulein, es roch sehr unangenehm in den Räumen der Superintendentur.“

Bertha weiß in der That nicht, wie sie daran ist.

Albert's Verstimmung ist nicht ohne Grund, und Schröter's Scherz stimmt zu wenig dazu.

„Es hilft Dir nichts, Schröter," bricht Albert deshalb das augenblickliche Schweigen. „Bertha ist stark genug, die volle Wahrheit zu hören, und ist vernünftig genug, sie ruhig zu ertragen. — Meine Synodalarbeit," wendet er sich an Bertha, „hat den Herren nicht gefallen, sie haben sie verwünscht und verdammt. Pastor Binder nahm sich meiner freundlichst an, allein dadurch ward die Sache noch schlimmer, ich selbst trat zuletzt ärgerlich auf, ich bin mit dem Consistorialrath Ellis heftig zusammen gekommen und verließ die Synode."

Albert schweigt. Ohne ein Wort zu erwidern blickt ihn Bertha an, in ihrem Gesichte malt sich Schrecken und Angst in deutlichen Zügen. „Aber Du wirst doch die Pfarrstelle in B. erhalten?" fragt sie endlich.

Albert schüttelt mit dem Kopfe.

„Natürlich wird er sie erhalten," fällt Schröter ein. „Er hat sich darum beworben und die Gemeinde liebt ihn."

„Lieber Schröter, ich kenne Dich als alten und treuen Freund; hier gilt es aber, die Wahrheit offen heraussagen. Besser ein Uebel kennen, als in peinlich zehrender Ungeduld zu leben. Pastor Binder sagte mir, ich möchte mir auf die Stelle, überhaupt auf irgend eine Stelle, bei deren Besetzung das Consistorium bethätigt sei, keine Hoffnung machen; ich weiß, daß er Recht hat, die Herren sind unversöhnlich. — Sei nicht besorgt, meine Bertha, es giebt mehrere Wege, die durch das Leben führen und auf denen man glücklich sein kann."

Bertha fängt bitterlich an zu weinen und birgt das Gesicht in ihren Händen. Albert giebt sich alle Mühe, sie zu trösten und zu beruhigen, aber es gelingt ihm nur wenig. Schröter weiß in der That nicht, was er in dieser peinlichen Lage machen soll. Endlich tritt er mit ernster Miene auf Beide zu. „Albert,“ sagt er mit ernster Stimme, „Bertha, lassen Sie mich Sie so nennen, hört mich ruhig an. Ich zweifle zwar, daß es Dein Glück sein wird, wenn Du die Pfarrstelle in B. erhältst, denn Du wirst mit manchen Unannehmlichkeiten zu kämpfen haben; ich möchte am liebsten, Du würdest gar nicht Pfarrer, aber ich sehe ein, daß es doch für Dich wünschenswerth ist, möglichst bald eine Stelle zu erhalten. Nun hör' mich an. Hier hast Du meine Rechte, ich gebe Dir das feste Versprechen, ich bürge Dir mit meinem Ehrenworte dafür, daß Du die Stelle in B. erhältst.“

Albert sieht seinen Freund verwundert an. „Wie wolltest Du das bewirken, Schröter?“ Das steht nicht in Deiner Macht.“

„Es steht in meiner Macht, so wahr ich hier vor Dir stehe, und weder Deine noch meine Ehre ist dabei gefährdet. Du sollst nicht zu dem stolzen Herrn Consistorialrath hingehen und bitten, um mit Hohn abgewiesen zu werden, das sollst Du nicht, ich selbst werde zu ihm gehen — doch das Weitere bleibt meine Sache, gieb mir nur das Versprechen, daß Du Dich fügen willst, wenn ich für Dich handle, ich versichere Dich, daß Alles von unserer Seite ehrenhaft zugehen wird!“

„Ich verstehe Dich nicht, Schröter?“

„Das ist auch nicht nöthig. Gieb mir die Hand, alter Bursch', Sie auch, Bertha, — so — nun lassen Sie das Weinen sein. In sechs Wochen sitzen Sie als Frau Pfarrerin in B. und ich komme dann, Sie zu besuchen."

Aus dem weinenden Auge des lieblichen Mädchens strahlt neue Hoffnung. Ein wehmüthiges Lächeln macht sich durch die Thränen hindurch Raum, und läßt den Charakter der Unschuld deutlich auf dem lieblichen Gesichte hervortreten. Das ist ja eben die Eigenthümlichkeit der Unschuld, der Kindheit, daß Weinen und Lachen so nahe bei einander liegen, daß nur ein Strich sie trennt, wie Rubens durch einen einzigen Strich seines Pinsels das Gesicht eines lachenden Kindes in das eines weinenden, und umgekehrt, verwandelte. Sobald hinter dem Spiegel der Unschuld, der des Kindes Herz umgiebt, der Freude und Schmerz schnell auffaßt, aber eben so schnell wieder fahren läßt, um neue Bilder aufzunehmen, das Metall fortgenommen ist, dringen die Eindrücke bis tief in's Herz hinein, und zwischen Weinen und Lachen liegt oft eine Welt unendlicher, stiller Schmerzen.

Vor dem Consistorium. Die Trauung.

Zwei Wochen waren nach dem verhängnißvollen Synodaltage verflossen. Und welche innere Kämpfe, welches Zweifeln und Bangen kann ein menschliches

Herz in zwei Wochen erleben! Das hatte Albert erfahren. Sein Leben war bis dahin, wenn auch unter mancherlei Entbehrungen, doch ohne eigentliche innere Kämpfe verflossen. Sein jugendlich kräftiger Geist nahm deshalb die Ereignisse auf der Synode in aller Strenge auf. Er täuschte sich nicht über die Folgen; sie würden ihn weniger, vielleicht gar nicht berührt haben, wenn er allein im Leben gestanden, wenn er nicht Vater und Schwester zu ernähren gehabt hätte und wenn er nicht verlobt gewesen wäre. Er hatte sich um die Pfarrstelle in B. beworben. Vergeblich hatte er auf irgend eine Antwort gewartet; er sah mit Bestimmtheit voraus, daß es eine ungünstige für ihn sein würde; allein die Hoffnungsgedanken, die in manchen Augenblicken wiederkehrten, machten ihm die Ungewißheit doppelt peinlich. Er fürchtete sich vor dem Eintreffen der Antwort, denn noch hatte er seinem Vater und seiner Schwester den auf der Synode vorgefallenen Streit und dessen gefürchtete Folgen nicht mitgetheilt, um ihnen den Schmerz so lange als möglich zu ersparen.

Schröter hatte sich gleichfalls in den Tagen seit der Synode nicht bei Albert sehen lassen. Mit wenig Zeilen hatte er ihn benachrichtigt, daß er verreisen müsse.

Pastor Binder, der schon Mehrfaches der Art in seinem Leben erfahren, hatte die Erlebnisse mit der ihm eigenen Ruhe ertragen, wenn ihn auch das Geschick Albert's mit Trauer erfüllte. Er hatte sogleich einige Tage nach der Synode ein Schreiben vom Consistorium erhalten, worin er aufgefordert wurde, vor dem Consistorium zu erscheinen. Es war dies nicht das

erste Mal, daß er vorgeladen war, um über irgend Etwas Rechenschaft abzulegen, aber die Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen und Handlungen, das Bewußtsein seines Rechts hatten ihn stets siegreich heimkehren lassen, wenn er sich auch nicht verhehlte, daß jeder Sieg ihm neue und unversöhnliche Feinde im Consistorium zugezogen hatte. Er kümmerte sich indeß wenig darum. In seinem Amte, wie in seinem Leben streng und getreu seinen Pflichten, lebte er zufrieden für sich. Ohne irgend welche Besorgniß leistete er auch dies Mal der Vorladung des Consistoriums Folge. Als er am festgesetzten Tage Morgens der Stadt zuschritt und sich im Geiste die Art und Weise, wie er dem Consistorium gegenüber zu treten habe, zurecht legte, holte ihn Schröter ein, den ein anderer Zweck denselben Weg führte.

„Sie sind wieder der unglückliche Märtyrer," sagte Schröter nach der Begrüßung zu Binder, „für Andere sind Sie in die Schranken getreten und haben nun selbst den Schaden."

„Ich weniger," erwiderte Pastor Binder ruhig, „mir kann das Consistorium nichts anhaben, und aus dem freundschaftlichen Verhältnisse bin ich längst mit ihm herausgetreten. Aber für unsern armen Freund Richter bin ich sehr besorgt."

„Wissen Sie ein Näheres über ihn und die Erfolge seiner Bewerbungen um B.?"

„Ja! — Er erhält die Stelle nicht. Doch er selbst weiß noch nichts davon; mir ward die Nachricht privatim durch den Consistorialsecretair."

Schröter schwieg einen Augenblick. „Wer hat die Stelle erhalten?“

„Candidat Otto.“

„Aha, der Orthodox, der Mucker, der Heuchler! — Doch, Herr Pfarrer, jetzt heißt es handeln, schnell und energisch handeln, ehe Albert die Nachricht empfängt. Heute gehen Sie zum Consistorium, morgen gehe ich zur Hochzeit eines Freundes und übermorgen, Montag, statte ich dem Herrn Consistorialrath Ellis einen Besuch ab und selbigen Tages hoffe ich noch Albert die freudige Nachricht überbringen zu können, daß er Pfarrer in B. geworden. Er verdient es, denn er ist ein kreuzbraver Kerl!“

Binder blieb stehen und sah Schröter verwundert an. „Sie — Sie hoffen den Spruch des Consistoriums umzustoßen; Sie hoffen die Herren zu versöhnen? Ich achte Ihre Freundschaft, Ihren Willen, aber man sieht, junger Freund, daß Sie das Leben und die Menschen noch zu wenig kennen. Sie täuschen sich. Gehen Sie nicht zum Consistorialrath, Sie schaden sich nur selbst und erreichen Ihren Zweck dennoch nicht!“

„Ich erreiche ihn,“ erwiderte Schröter mit Bestimmtheit, „doch lassen Sie uns jetzt davon schweigen, wir werden uns wieder sprechen und Sie werden mir dann Recht geben.“

Binder schüttelte schweigend und zweifelnd den Kopf. Sie trennten sich in der Stadt, und der kleine Pfarrer ging sofort muthig und getrost zum Consistorium.

Es währte lange, ehe er vorgelassen wurde. Endlich kam der Pedell und meldete ihm, daß die Herren

Consistorialräthe ihn erwarteten. Er trat ein in das Zimmer. Am grünen runden Tisch saßen die Herren versammelt. Mit schuldiger Verbeugung grüßte sie Binder, allein er vernahm keine Erwiderung seines Grußes. Man ließ ihn ruhig stehen, wie einen Missethäter, der vor Gericht geführt wird, und selbst für den hat die Menschlichkeit einen Schemel bereit gestellt. Doch, wie gesagt, Pfarrer Binder mußte stehen.

Consistorialrath Ellis, der Beleidigte und Richter in einer Person, nahm das Wort. „Sie wissen, weshalb Sie vorgeladen sind, Herr Pastor Binder?"

„Nein!"

„Sollten Sie die Ereignisse auf der Synode in Sch. schon vergessen haben? Ich zweifle sehr!"

„Sie sind mir noch getreu in der Erinnerung, aber um so weniger vermag ich in ihnen einen Grund meiner Vorladung zu entdecken," erwiderte Binder ruhig und gefaßt.

„Nicht?" fiel ihm der Consistorialrath in die Rede und erhob sich von seinem Sitze, „nicht, Herr Pastor Binder, auch in Ihrem ungebührlichen Betragen gegen den Herrn Superintendenten und mich nicht?"

„Nein!"

„So werde ich Sie daran erinnern," und Consistorialrath Ellis ließ seinen mühsam verhaltenen Grimm mit aller Gewalt los. Er hielt dem kleinen Pfarrer seine rationalistische Denkungsart, die Parteinahme des Candidaten Richter, die absprechenden, beleidigenden Worte gegen den Superintendenten Möller und ihn selbst mit strengen Worten vor. Er sagte ihm geradezu, daß

er schon längst dem Consistorium ein Dorn im Auge sei und daß man in der That nicht wünschen könne, einem solchen Manne ein heiliges Amt der christlichen Kirche länger in Händen zu lassen, ohne die Verantwortung für die nachtheiligen Folgen selbst zu tragen und zu büßen.

Binder hatte den Consistorialrath ruhig ausreden lassen. „Erlauben Sie mir," erwiderte er ruhig, „den Worten des Herrn Consistorialraths Einiges zu erwidern. Ich kann zuerst meine Verwunderung nicht verhehlen, Herr Consistorialrath und Abt, daß Sie, als Beleidigter, zugleich hier als Richter auftreten. Sie machen mir meine Glaubensrichtung zum Vorwurfe, aber ermangeln doch der Gründe, mir irgend Etwas nachzuweisen, worin ich den Glaubenssatzungen der Kirche zuwider bin. Sie tadeln meine Parteinahme in den Angelegenheiten des Candidaten Richter, doch halte ich es für die Pflicht eines jeden rechtschaffenen Mannes, einer solchen Ungerechtigkeit, wie die des Herrn Superintendenten gegen die Arbeit des Herrn Richter war, nach bestem Wissen entgegen zu treten. Was endlich den Vorwurf eines ungebührlichen Auftretens auf der Synode von meiner Seite anlangt, so wende ich denselben entschieden ab und auf Die, welche eine Arbeit ungelesen und unverstanden verdammen, welche ihre höhere Stellung dazu gebrauchen, Niederen den Weg gerechter Gründe abzuschneiden, ich meine Sie selbst, Herr Consistorialrath und den Herrn Superintendenten Möller."

Das war zu viel, zu stark den Herren Consistorial-

räthen gegenüber. Bestürzt schwiegen sie anfangs, endlich aber brach der Consistorialrath Ellis los und die übrigen folgten ihm secundum ordinem.

Aber Binder war nicht der Mann, der, einmal herausgefordert, eine Ungerechtigkeit gegen sich oder Andere ruhig ergehen ließ. Er antwortete den Herren Consistorialräthen mit aller Entschiedenheit, ohne je dabei die schuldige Achtung aus dem Auge zu lassen.

Es ward ihm endlich angedeutet, daß er dem Consistorialrath Ellis persönlich und dem Superintendenten Möller schriftlich das Ungebührliche seines Betragens auf der Synode einzugestehen und sie um Verzeihung zu bitten, widrigenfalls aber die weiteren Schritte des Consistoriums zu gewärtigen habe.

„Nie!" rief Binder, endlich auch etwas gereizt, „nie werde ich es thun, denn ich müßte der Wahrheit und Gerechtigkeit in die Augen schlagen. Ich fürchte Ihre weiteren Schritte nicht, ich baue auf Den, der über uns Allen thront und uns einst richten wird; ich werde das öffentliche Urtheil als Richter aufrufen; Der mag Abbitte thun, welcher sich schuldig fühlt — ich kann es nicht, ich thue es nicht!"

Wie Luther auf dem Reichstage zu Worms vor Kaiser und Papst, so stand der kleine Pfarrer muthig und standhaft vor den Consistorialräthen da. Er ging aus dem Zimmer als Sieger, aber aufs Innerste beleidigte Feinde, welche nur der Geist des neunzehnten Jahrhunderts an der Errichtung eines Scheiterhaufens hinderte, ließ er zurück.

Der Zufall fügte es, daß Binder den Candidaten

Schröter auf der Straße traf, und er konnte nicht umhin, seinem bedrängten Herzen Luft zu machen und sich auszusprechen. „Mögen sie mich absetzen, die Herren," schloß er endlich, „ich fürchte mich nicht, es giebt noch ein höheres Gericht, als sie sind, und ich werde nie nachgeben, so lange ich im Rechte bin."

„Nur Geduld, mein lieber Herr Pfarrer, nur Geduld, und fürchten Sie nichts!" erwiderte Schröter. „Das Theater soll sich bald ändern. Noch fällt der Vorhang nicht. Ich habe auch noch so ein kleines Stückchen, ein Lustspiel, aufzuführen, es ist noch nicht aller Tage Abend. Am Montag statte ich dem Herrn Consistorialrath Ellis einen Besuch ab und werde mir erlauben, auch in Ihrer Angelegenheit ein Wort mit einfließen zu lassen."

„Ich begreife, ich verstehe Sie nicht, Herr Schröter, erklären Sie mir Ihre Absichten."

„Jetzt nicht, jetzt nicht. Wenn Alles gelungen, dann vielleicht. Vertrauen Sie nur auf mich, ich vermag Wunderthaten auszuführen; Sie sollen es sehen."

Sie trennten sich, und Binder schritt mit gefaßtem, aber doch kummervollem Herzen heim; Schröter ging auf den Polterabend seines Freundes und war der lustige, ausgelassene Mensch, welcher er von jeher gewesen. Er kannte die Lebensverhältnisse seines Freundes genau; er schätzte ihn hoch als einen der bravsten Männer, der jedoch in manchen Sachen zu schwach war und vor jeder kühnen Handlung bange zurück bebte. Wilhelm Linde, so hieß Schröter's Freund, war Kaufmann. Er hatte sich, mit mannichfachem Misgeschick kämpfend, endlich eine selbständige Stellung erworben,

die ihm gestattete, das Mädchen, mit dem er bereits sechs Jahre verlobt war, als Weib heimzuführen, und wer beide kannte, verhieß ihnen eine glückliche Ehe, beide waren seelengut und liebenswürdig, aber beide waren schwach. Gerade diese Schwäche hatte sie einen Fehltritt thun lassen, der Emma schon manche, manche Thräne gekostet hatte. Die Schuld war längst durch den Gram beider gesühnt, das Kind war gestorben, und die wenigen Menschen, welche überhaupt davon wußten, da Emma nicht aus der Stadt war, hatten es längst vergessen.

Der Polterabend hatte indessen in den Herzen des Brautpaares die Erinnerung an jenen Fehler wieder wach gerufen, und eine trübe Stimmung hatte sich ihrer bemächtigt, welche Schröter trotz aller Mühe nicht zu verscheuchen vermochte.

„Mit Euch ist auch nichts anzufangen," sagte er endlich halb unwillig zu seinem Freunde, „lieben und sehnen sich die beiden Menschen nun schon sechs Jahre lang, härmen sich, daß sie sich nicht heirathen können, und nun es endlich so weit ist, sind sie nicht einmal lustig, — das mag der Kuckuck begreifen! Sag mir, alter Freund," fuhr er ruhiger und theilnehmend fort, „liegt Euch irgend Etwas auf dem Herzen?"

Linde zog Schröter in ein Seitenzimmer, wo sie ungestört und ungehört mit einander sprechen konnten. „Wir wünschten," sprach er zu Schröter, „uns im Hause in aller Stille trauen zu lassen, aber der Consistorialrath Ellis besteht darauf, daß wir in der Kirche getraut werden."

„Wer traut Euch?" fragte Schröter.

„Ellis.“

„Kennt er Deine und Emma's Verhältnisse genau?“

„Er weiß es. Ich habe ihn gefragt, ob Emma einen Kranz aufsetzen dürfe, und er hat es endlich zugegeben; aber Emma will es nicht, das Gefühl ihrer Schuld, sagt sie, leidet nicht, daß sie einen Kranz aufsetze, es komme ihr nicht zu. — Was sollen wir nun thun? Ohne Kranz in den Haaren kann Emma nicht öffentlich vor den Altar treten!“

„Thorheit! Thorheit!“ erwiderte Schröter. „So manche Braut trägt einen Kranz in den Haaren und hat weit weniger Recht dazu. Emma muß den Kranz aufsetzen, ich werde sie schon dazu bewegen. Sehr unangenehm ist es mir, daß Ellis Euch traut — doch, dagegen ist nichts zu machen; ich denke es wird Alles gut ablaufen. Zur Kirche werde ich Euch Morgen natürlich begleiten. Nun seid aber lustig auf Eurem Polterabend, laßt die Vergangenheit aus dem Kopfe, genießt die Gegenwart und denkt an die Zukunft.“

Heiter schieden die Polterabendgäste spät auseinander.

Die Hochzeitsmorgensonne erhob sich an einem heitern blauen Himmel und verhieß einen schönen Tag. Er wurde es, denn kein Wölkchen trübte den Himmel da oben, und es war fast, als ob sich dieses reine Himmelsblaue auch in das bange Herz der lieblichen Braut herabgesenkt habe, denn sie war ruhiger, als sie selbst geglaubt hatte. Zwar trat sie an Wilhelms Arme zitternd vor den Altar, die von Thränen leicht gerötheten Augen senkten sich bange und bescheiden an den Boden, eine leichte Röthe überzog das feine Gesicht

und in den dunkelen Locken hing der Myrtenkranz unschuldig und frisch. Welche Braut wird anders vor den Altar treten, so lange sie noch ein unschuldiges Herz in sich trägt, und Emma war unschuldig, kindlich unschuldig, trotz ihres einen, in den Augen der Menschen so großen Fehltrittes. Großer Gott! wenn ein einziger Fehltritt, der jahrelang aufrichtig bereut und schwer gebüßt ist, die Unschuld für ein ganzes Menschenalter zu vernichten vermag. Viele Menschen haben aber eigenthümliche Begriffe von der Unschuld, oder richtiger, sie haben gar keinen Begriff davon. Unschuld kehrt wieder, sobald die Schuld, welche sie vernichtete, gesühnt ist. —

Zitternd stand Emma vor dem Altare, das Klopfen ihres Herzens konnte man fast hören. Da trat der Consistorialrath vor den Altar hin, nicht wie ein Diener der Kirche, der im Begriff ist, eine segensvolle Handlung zu vollziehen, sondern stolz trat er hin. Selbst in dem laut gesprochenen Gebete lag Stolz. Er beugte das Haupt, aber nicht in wahrer Demuth. Demuth und Schein liegen ja so unendlich weit auseinander. Ihm genügte es, daß die Menschen es für Demuth nahmen. Er schwieg einen Augenblick, nachdem er das Gebet gesprochen und sah mit starrem Ernste auf das vor ihm stehende Brautpaar, Er trat einen Schritt vor, faltete fromm die Hände und begann seine Rede mit den Worten des 51. Psalms Vers 2:

„Gott sei mir gnädig nach Deiner Güte und tilge meine Sünden nach Deiner großen Barmherzigkeit;

denn ich erkenne meine Missethat und meine Sünde ist immer vor mir!"

Diese Worte bildeten den Hauptgedanken seiner Trauungsrede.

Eine dunkle Röthe flog über das Gesicht des vor ihm stehenden Brautpaares. Mit schweren, harten Worten setzte der Consistorialrath den Gedanken des Psalmes auseinander, immer näher rückte er dem Fehltritte der unglücklichen Braut, immer deutlicher deutete er darauf hin. Emma wußte nicht, ob sie vor ihm niedersinken und ihn um Mitleid, um Barmherzigkeit anflehen sollte, aber sie konnte es nicht, die Glieder versagten ihr den Dienst. Nur einen Blick richtete sie zu dem vor ihr stehenden Consistorialrath, einen Blick, so voll himmlischer Demuth und Reue, so voll innerster Zerknirschung, so sanft um Vergebung bittend, daß er das Herz eines Missethäters, das Herz eines Marmorbildes bewegt haben würde, aber der Blick des frommen Consistorialraths gab ihr Stolz, Strenge, Verachtung zurück.

Immer heftiger ward seine Rede. „Auch Ihr gehört zu den Gefallenen und erkennt doch Eure Sünden nicht und habt sie nicht vor Euch. Mit dem Mantel der Unschuld habt Ihr Eure Missethat bedeckt, die Eitelkeit treibt Euch, vor der Welt als rein erscheinen zu wollen."

Mit äußerster Fassung hielt sich Emma an ihres Verlobten Arm. Alles Blut schien aus ihren Adern geschwunden zu sein, bleich wie ein Todtenbild stand sie da. Die Blicke aller Anwesenden richteten sich mit

Angst und Mitleid auf sie, nur die des Consistorialraths blickten kalt und stolz.

„Mit dem Kranze,“ fuhr er fort, sich zu der Braut wendend, „der nur der Unschuld einer reinen Jungfrau gebührt, trittst Du vor des Heilands Altar. Dir gehört kein Kranz, Du bist keine Jungfrau mehr, die Mutter des Heilandes verlangt diese Sühne!“ und er trat hin vor die Braut, nahm den duftenden Myrtenkranz ihr vom Haupte, daß die aufgebundenen Locken wie um das Haupt der Magdalena herabwallten, warf den Kranz zur Erde, trat mit dem Fuße darauf und wand der Braut sein seidnes Schnupftuch um das Haupt.

„Laßt mich los, laßt mich los, laßt mich zu ihm!“ rief eine Stimme im Hintergrunde, es war die Schröter's. Freunde brachten den Empörten möglichst still aus dem Gotteshause, um noch Schlimmeres zu verhüten.

Alles war still. Ueber die ohnmächtige Braut gebeugt stand Linde bleich und stumm. Das Bewußtsein der Schuld lag schwer, schwer auf ihm. Er wußte nicht was er that.

Man wollte die ohnmächtige Braut fortbringen. „Laßt sie hier,“ rief der Consistorialrath, „mag sie vor des Erlösers Altar wieder aufwachen, um ihre Schuld zu büßen.“ Aus seinem Auge drang kein Blick des Mitleids, der Erbarmung.

Er wechselte dem noch halb ohnmächtigen Brautpaar die Ringe, und als er die Rede beendet, warf er sich nieder auf die Knie, und rief mit erhobenen gefalteten Händen: „Dir o himmlische, reine Jungfrau, Dir unser Heiland und Deiner Kirche galt diese Sühne. Du

selbst hast gerichtet, zu Dir wollen wir, alle Die, welche sich ohne Schuld fühlen, die Arme emporstrecken und beten, erhalte uns in Deiner Gnade, nimm uns auf in Dein Reich; Amen!“

Niemand rührte sich; kein Arm erhob sich außer dem des Consistorialraths selbst. Die Braut ward in den Wagen getragen, sie wußte von Allem nichts, keiner hatte ihr den ersten Kuß, gleichsam als Weihe der jungen Frau, zu geben gewagt, ein stiller Druck der Hand war der einzige Gruß und Glückwunsch, aber in ihm lag mehr herzige Theilnahme als tausend Worte und Küsse zu sagen vermögen. Der Druck einer geliebten Hand dringt uns ja bis in die innerste Seele hinein, denn durch die Hand strömt auch die Empfindung des geliebten Herzens zu uns. Darum ist auch der Druck einer geliebten Hand so warm und mild wie der Frühlingssonnenschein.

Der Besuch beim Consistorialrath Ellis.

An dem Bette der jungen Frau saß Linde, ihr Mann. Wilde fieberhafte Phantasien zogen vor dem Geiste der Kranken vorüber. Als sie am Tage zuvor aus der Kirche heimgekehrt war, hatte sie sich sofort zu Bett gelegt; das Fieber, welches sogleich eingetreten war, hatte sie noch nicht einen Augenblick verlassen.

Der herbeigeholte Arzt erklärte mit Bestimmtheit, daß es das Nervenfieber sei, hervorgerufen durch zu große Anstrengung der Nerven und durch Gemüthserregung.

„Wo ist mein Kranz, gebt mir meinen Brautkranz — so legt doch die Rose nicht auf den Sarg, sie gehört zum Brautkranz! — ha, ha, er hat auf den Kranz getreten, — das sah lustig aus und wir haben auch recht herzlich gelacht.“ So rief die Kranke im Fieberwahn. Mit Thränen im Auge hatte sich ihr Gatte über das Bett gebeugt. — Also dies war das Ende seines jahrelangen Hoffens, so schloß das Fest, das er sich stets als das schönste seines Lebens gedacht hatte!

Es klopfte ziemlich laut und heftig an der Thür; Linde hörte es nicht. Ohne eine Antwort abzuwarten, trat Schröter rasch in das Zimmer. Er hatte, seit er am vorigen Tage von Freunden aus der Kirche gebracht war — nichts von Allem gehört. Wie versteinert blieb er deshalb stehen, als er diese Scene vor sich erblickte; er bedurfte weiter keiner Erklärung.

Schweigend trat er auf seinen Freund zu, der ihm verzweiflungsvoll um den Hals fiel.

„Sei gefaßt, Linde,“ sagte Schröter endlich. „Sei ruhig, Emma wird es bald überwinden. Aber wie konntest Du gestern die Worte jenes — Consistorialraths so ruhig anhören — ha, ich wünschte an Deiner Stelle gewesen zu sein.“

„Ich wußte nicht wie mir geschah, es hätte mich Jemand tödten können und ich würde mich nicht widersetzt haben, und was soll ich jetzt noch thun, das Unglück ist einmal geschehen.“

„Nichts sollst Du thun,“ erwiderte Schröter, „nichts, überlaß Alles mir; das Unglück ist geschehen, aber hier habe ich ein klein Päckchen Rache für den frommen Herrn!“ — Er zog einige zusammengebundene Briefe aus der Tasche. — „Diese Briefe sollen ihm noch mehr Unglück bringen, als er Euch und Anderen schon gethan. Ich will heute noch zu ihm, sogleich!“

Linde schaute Schröter erstaunt an, ohne zu wissen, was dieser beabsichtigte.

„Gieb mir ein Glas Wein,“ fuhr Schröter fort, „oder eine Flasche, ich bin noch zu ruhig und wieder zu aufgeregt, um das Lustspiel mit dem frommen Herrn gut zu spielen. Du kennst meine unerschütterliche Entschlossenheit und Ruhe, wenn ich etwas getrunken habe, mag es innerlich auch noch so sehr kochen.“

Schröter trank hastig eine Flasche Wein und ging fort zum Consistorialrath.

Es war noch nicht die Stunde, in welcher der Herr Consistorialrath und Abt Ellis Audienz zu ertheilen pflegte, und Schröter mußte deshalb einige Zeit im Vorzimmer warten, und er hatte Muße genug, um sich gehörig zu sammeln und sich im Geist zurecht zu legen, wie er handeln wollte. Endlich ward er vorgelassen, und der unfreundliche Blick des Consistorialraths zeigte ihm sogleich, wie ungern er so früh in seiner Ruhe gestört werde.

Schröter verbeugte sich. „Ich weiß nicht, ob ich nöthig habe, mich selbst dem Herrn Consistorialrath vorzustellen,“ sagte er mit höflichem Ausdruck.

„Herr Candidat Schröter,“ erwiderte Ellis. „Wenn

ich mich nicht irre, habe ich Sie auf der Synode in Sch. und auch gestern in der Kirche gesehen."

„Jawohl!"

Ellis richtete einen scharfen und durchdringenden Blick auf den Candidaten, den dieser indeß mit ruhigem Auge aushielt.

„Was wünschen Sie?" brach Ellis das augenblickliche Schweigen.

„Ich komme in der Angelegenheit meines Freundes, Albert Richter. Derselbe hatte sich um die Pfarrstelle in B. beworben, die Gemeinde hat eine große Liebe zu ihm, die er auch in vollem Maße verdient; sie hat sich deshalb an das Consistorium mit der Bitte gewandt, ihre Wahl Richter's zu ihrem Prediger zu bestätigen, allein trotzdem hat Richter die Stelle nicht erhalten. Nun komme ich als sein bester, langjähriger Freund, um Sie zu bitten, dem armen Richter seine theuerste Hoffnung, sein ganzes Lebensglück nicht zu vernichten, ihm die Stelle zu geben."

Wieder maß Ellis den Candidaten Schröter mit starren, langen Blicken. „Ich begreife nicht wie Sie," erwiderte er mit halb spöttischem Tone, „dazu kommen, für Herrn Richter eine Bitte zu wagen, da mir nicht bekannt ist, wodurch Sie sich bisher beim Consistorium und mir empfohlen hätten. Herr Richter ist nach dem Beschlusse des ganzen Consistoriums mit seinem Gesuche um die Pfarrstelle in B. zurückgewiesen, weil er sich erst kürzlich durch sein Betragen und seine Abhandlung auf der Synode in Sch. nicht als ein würdiger Diener des Heilandes gezeigt hat."

„Ich weiß wohl, Herr Consistorialrath," antwortete Schröter mit ruhiger fast demüthiger Stimme, „daß ich nichts gethan habe, um mich bei dem hohen Consistorium zu empfehlen und dadurch meiner Bitte ein leichteres Gehör zu verschaffen. Das ist auch meine Absicht nicht. Das Geschick meines Freundes, sein innerer Werth sollten selbst für ihn reden. Er hat einen alten unbemittelten Vater, er hat eine Schwester — sie muß er ernähren, da die wenigen Mittel des Vaters für das Studiren des Sohnes ausgegeben sind. Alle Hoffnung des greisen Vaters, alles Glück seines Sohnes und seiner Tochter hat er mit dem Gedanken fest verbunden, daß sein Albert die Stelle in B. erhalten werde. Noch lebt er in dieser zuversichtlichen Aussicht — Herr Consistorialrath, nehmen Sie dem alten würdigen Greise seine einzige Hoffnung nicht, die Täuschung würde ihn in's Grab werfen."

„Ich habe Ihnen schon bemerkt, Herr Schröter, daß das Gesuch des Herrn Richter durch einstimmigen Beschluß des Consistoriums abgewiesen ist."

Wieder begann Schröter mit bittender Stimme: „Ich beschwöre Sie, Herr Consistorialrath, geben Sie Richter die Stelle in B. Ich weiß, daß es in Ihrer Gewalt liegt, ein Wort von Ihnen für ihn würde genügen. Richter ist verlobt — ewig dankbar würde er Ihnen sein!"

„Ich habe Ihnen bereits zu wiederholten Malen gesagt, Herr Candidat Schröter, daß Herr Richter die Stelle in B. nicht erhalten wird. Allerdings habe ich ein gewichtiges Wort dabei zu reden, ich werde indeß

nie zugeben, daß ein Mann wie Herr Richter je in unserm Lande die Kanzel wieder betritt!" Ellis wandte sich von Schröter ab, um das Gespräch abzubrechen.

Schröter schwieg einen Augenblick. Im Innern kochte und tobte es ihm, kaum konnte er seine innere Stimmung verbergen, aber er bezwang sich. Ruhig begann er: „Die junge Frau meines Freundes Linde, welche Sie gestern getraut haben, Herr Consistorialrath, liegt am Nervenfieber darnieder in Folge zu großer Nervenaufregung, wie der Arzt sagt."

Wieder blickte Ellis den Candidaten mit großen, zornigen Blicken an: „Die Strafe ihrer Sünden hat sie endlich erreicht."

„Sie war ein sehr sittliches und tugendhaftes Mädchen," erwiderte Schröter, „und im höchsten Grade that mir Ihre Härte am gestrigen Tage wehe. Das arme Mädchen hatte es nicht verdient."

„Wie können Sie über mein Thun urtheilen, Herr Candidat Schröter," brach endlich der Consistorialrath im Zorn los. „Sie scheinen überhaupt eine sehr hübsche Freundschaft zu haben; ich werde mir dieselbe merken, wenn Sie einst selbst zum Examen kommen. Nicht ich habe gestern der sündhaften Braut den Kranz vom Kopfe gerissen, es sprach eine höhere Stimme, ein höheres Gericht aus mir. Ich wollte ein Exempel hinstellen für Alle, die der Sünde ergeben sind. Ich habe es im Namen Gottes gethan!"

„Wir alle sind Sünder, Herr Consistorialrath. — Erlauben Sie mir eine Frage. Kennen Sie Julie Lamont?"

Betroffen blickte Ellis den Candidaten an, aber er verbarg die Erregung, die in ihm vorging. Sein Gesicht blieb ernst und ruhig.

„Wie kommen Sie zu dieser Frage?"

„Ich muß meine Frage noch einmal wiederholen, Herr Consistorialrath, kennen Sie Julie Lamont?"

„Sie werden unverschämt," brach jetzt der Consistorialrath los, „entfernen Sie sich, oder ich werde Sorge tragen, daß Sie durch meinen Diener entfernt werden," und mit diesen Worten schritt er schnell auf die Klingelschnur neben der Thür zu.

Schröter trat ihm in den Weg. „Bitte, Herr Consistorialrath, ereifern Sie sich nicht. Ich muß Sie ersuchen, nicht zu klingeln, denn ich habe mit Ihnen allein zu reden. Erlauben Sie mir, zum dritten Male die Frage zu wiederholen: Kennen Sie Julie Lamont?"

„Unverschämter Mensch, ich werde Sie aus dem Hause werfen lassen," rief auf's Höchste erzürnt der Consistorialrath und versuchte zu der Klingelschnur zu gelangen, aber Schröter wich ihm nicht aus dem Wege.

„Sie wollen meine Frage nicht beantworten, so kennen Sie vielleicht diese Briefe," sagte Schröter mit möglichst ruhigem Tone, indem er mehrere Briefe aus der Tasche zog und dem Consistorialrath ziemlich nahe vor die Augen hielt.

Wie vom Blitz getroffen starrte der Gefragte die Briefe an; er trat einen Schritt zurück, Leichenblässe überzog sein Gesicht und er vermochte kein Wort zu erwidern.

„Sie sind von Ihrer Hand geschrieben, Herr Con-

sistorialrath," fuhr Schröter ruhig fort, „sie sind an Julie Lamont gerichtet, kennen Sie dieselben vielleicht nun?"

Bewegungslos stand Ellis da. Ein leichtes Zittern durchfuhr seinen Körper, aber schnell faßte er sich wieder.

„Wie kommen Sie zu den Briefen?" fragte er, indem er seinen Körper möglichst in die Höhe richtete.

„Das werde ich Ihnen nachher mittheilen," erwiderte Schröter mit unerschütterlicher Ruhe. „Entsinnen Sie sich noch des Inhaltes dieser Briefe?"

„Uebergeben Sie mir dieselben augenblicklich, oder —" Ellis stockte.

„Oder" — fragte Schröter lächelnd, oder?"

„Oder ich werde Sie gerichtlich dazu zwingen lassen," fuhr der Consistorialrath heraus.

„Thun Sie das," lachte Schröter, „und das Gericht wird aus den Briefen lesen, daß der Herr Consistorialrath und Abt Ellis ein Verführer, ein Ehebrecher — ein Kindesmörder ist!"

Die große Gestalt des Consistorialraths erzitterte und wankte bei diesen Worten Schröter's und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl. Schröter setzte sich ruhig auf einen Sessel.

Ellis rang schwer nach Athem und Fassung. Endlich sprang er heftig auf und trat vor Schröter hin.

„Sie lügen, schandbarer Mensch!" rief er laut.

„Die Briefe sprechen leider die Wahrheit deutlich genug aus," erwiderte Schröter, mit unerschütterlicher Ruhe ohne vom Stuhle aufzustehen. „Ihre eigenen

Briefe sagen es, und ein Brief von Julie Lamont selbst bestätigt es, das sind unumstößliche Beweise."

Der Consistorialrath ging händeringend im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor Schröter stehen und sagte mit bittender Stimme: „Geben Sie mir die Briefe, Herr Schröter, und Sie sollen eine der schönsten Pfarrstellen im ganzen Lande haben."

„Um keinen Preis gebe ich die Briefe aus der Hand, sie sind mir mehr werth."

„Geben Sie mir die Briefe," bat der Consistorialrath demüthig und die Hand nach ihnen ausstreckend, aber Schröter zog die Briefe zurück.

„Unter keiner Bedingung gebe ich die Briefe aus der Hand."

Verzweiflungsvoll stand der Consistorialrath und wandte die Augen zum Himmel. „Allmächtiger Gott, ich bin verloren!" rief er mit halb erstickter Stimme und sank vor Schröter auf die Knie, dessen Beine umfassend. „Verlangen Sie Alles, Alles von mir, ich will es Ihnen gewähren, nur geben Sie mir die Briefe," flehte er.

Schröter stand ruhig auf. „Ich bitte Sie, Herr Consistorialrath," erwiderte er, „stehen Sie auf. Bedenken Sie, daß ich nur ein Candidat bin; stehen Sie auf, man könnte Sie in dieser Stellung überraschen. Stehen Sie auf — die Briefe werde ich Ihnen nie geben!"

Beschämt, empört, verzweifelnd sprang der Consistorialrath auf. Furchtbare Wuth blickte aus seinen Augen. „Ich muß die Briefe haben!" rief er, ergriff ein Messer,

welches neben ihm auf dem Tische lag und stürzte mit demselben auf Schröter zu. Unerschütterlich ruhig blieb dieser stehen. „Stoßen Sie zu,“ sagte er lächelnd, „Sie sind bereits ein Mörder, ein Mord mehr bringt Sie nur um so sicherer auf das Schaffot!“

Kraftlos ließ der Consistorialrath das Messer fallen und sank erschöpft auf einen Stuhl, das Gesicht in beiden Händen bergend. Die Hände zitterten heftig, und mehr und mehr sank das Haupt auf die Brust herab.

Als Schröter diesen hochgestellten, stolzen und von Allen für so fromm gehaltenen Mann, der noch am Tage zuvor wie ein streng richtender Gott vor dem Altare den Brautkranz mit Füßen getreten hatte, in dieser zerknirschten, elenden, ohnmächtig niedergedrückten Stellung sah, wandte er sich mit Abscheu ab. Gern hätte er das Zimmer verlassen, aber er war ja nicht seines eigenen Interesses wegen gekommen. Er trat vor den regungslos noch in derselben Stellung dasitzenden Consistorialrath hin: „Das ist die Macht eines schuldigen Gewissens,“ sagte er halb in Gedanken; „doch ich will Sie nicht länger quälen,“ fuhr er mit ruhiger Stimme fort, sich an seine Seite niedersetzend.

„Sie wissen, daß ich Sie jetzt vollständig in meiner Gewalt habe; Sie wissen den Erfolg, wenn ich die Briefe veröffentliche oder dem Gerichte übergebe; ich werde keins von beiden thun; aber ich werde Ihnen einige Bitten nennen, deren sofortige Erfüllung ich von Ihnen erwarte. — Sind Sie damit zufrieden?“

„Sprechen Sie!“ erwiderte der Consistorialrath, fortwährend sein Gesicht in den Händen bergend.

„Zuerst bitte ich Sie, meinem Freunde Albert Richtor die Pfarrstelle in B. zu geben.“

„Das kann ich nicht, das geht nicht,“ rief der Consistorialrath unruhig vom Stuhle auffspringend.

„Ich bitte darum und stelle es als Bedingung meines Schweigens.“

„Das kann ich nicht! Nimmermehr!“ erwiderte Ellis, im Zimmer auf- und abschreitend. „Richter hat mich öffentlich auf der Synode beleidigt, das ganze Consistorium hat gegen ihn gestimmt.“

„Richter hat Sie nicht beleidigt, Herr Consistorialrath,“ entgegnete Schröter mit immer gleicher Ruhe. „Sie selbst haben Richter das größte Unrecht gethan; er ist ein bescheidener und trefflicher Mann, Sie haben selbst gesagt, daß Sie ein gewichtiges Wort im Consistorium zu sagen hätten; ich weiß es, denn nur auf Ihr Wort hin hat das Consistorium Richter's Gesuch abgeschlagen. Sie werden sicher nicht um die Mittel in Verlegenheit sein, durch welche Sie den Beschluß des Consistoriums rückgängig machen können.“

„Ich will Richter eine andere, noch bessere Stelle, als die in B. ist, verschaffen.“

„Die Ehre meines Freundes erfordert es, daß er die Pfarrstelle in B. erhält; er hat sich um dieselbe beworben, die Gemeinde sprach für ihn, es war kein Grund vorhanden, weshalb Richter die Stelle nicht erhalten hat.

Der Consistorialrath schritt mit sich kämpfend im Zimmer auf und nieder. „Ich kann es nicht,“ erwiderte er endlich. „Der Schwiegersohn des Consistorialraths Bürger hat die Stelle in B. erhalten. Bestehen

Sie nicht darauf. Richter soll die in G. erledigte Stelle erhalten, und Ihnen selbst verspreche ich eine baldige Anstellung als Pfarrer!"

„Ich selbst mache keinen Anspruch auf eine Pfarrstelle und möchte sie noch weniger unter solchen Bedingungen von Ihnen annehmen. Für meinen Freund Richter bitte ich indeß zum letzten Male um die Stelle in B. Seien Sie versichert, Herr Consistorialrath, daß Richter in jeder Beziehung vor dem Candidaten Otto, dem als dem Schwiegersohn des Herrn Consistorialraths Bürger die Pfarrstelle in B. gegeben ist, den Vorzug verdient."

„Richter kann die Stelle in B. nicht erhalten; mein Ansehn, meine Ehre würden dadurch vernichtet werden," rief der Consistorialrath in Verzweiflung.

„Das ist möglich," erwiderte Schröter, „allein ich begreife nicht, weshalb Sie nicht an Ihr Ansehn und Ihre Ehre gedacht haben, als Sie diese Briefe schrieben. Und haben Sie etwa auf Richter's Ansehn und Ehre, ja haben Sie sogar nur auf sein Glück oder Unglück Rücksicht genommen, als Sie sein Gesuch abschlugen? Ich begreife, daß es Ihnen nicht leicht werden wird, nun auf einmal für Den zu sprechen, gegen den Sie so sehr erbittert waren. Ich glaube, daß Herr Consistorialrath Bürger es sehr übelnehmen wird, wenn sein Herr Schwiegersohn die Stelle nicht erhält, aber ich glaube auch, daß Sie beides werden leichter verschmerzen können, als die Veröffentlichung Ihrer Briefe. — Ich will Ihnen einen Weg vorschlagen. Theilen Sie immerhin dem Consistorium mit, daß ich bei Ihnen

gewesen und für meinen Freund Richter gebeten habe; fügen Sie hinzu, daß Ihnen Richter's Geschick leid thue, daß Sie mehrere seiner früheren Predigten gelesen und daß diese Ihnen eine andere Ueberzeugung über seinen Werth gebracht hätten. Fügen Sie hinzu, was Sie wollen, nur darf es die Ehre meines Freundes nicht beeinträchtigen. Richter weiß und ahnt nicht, unter welcher Bedingung er die Stelle in B. erhält, er darf auch nichts davon erfahren, sonst würde sein Glück sehr dadurch gestört werden. Fordern Sie Richter auf, Ihnen einige seiner Predigten einzusenden, ich habe nichts dagegen."

Schröter schwieg und Ellis ging schweigend im Zimmer auf und ab.

„Nun, Herr Consistorialrath," fragte Schröter nach einiger Zeit, „haben Sie sich endlich entschlossen?"

Ellis schien noch zu schwanken. Endlich sagte er, da er nirgend einen Ausweg mehr erblickte. „Ja!"

„Also Richter erhält die Stelle in B.?" fragte Schröter nochmals.

„Ja!"

„Und Sie werden ihm auf keine Weise künftighin Ihren Groll empfinden lassen?"

„Nein!"

„Gut. Also hiermit wären wir fertig," erwiderte Schröter. „Sie haben ferner, Herr Consistorialrath, den trefflichen und achtungswerthen Pastor Binder sowohl auf der Synode, wie vor einigen Tagen vor dem ganzen Consistorium sehr hart behandelt, Sie sind ihm sehr feindlich gesinnt; aber ich wünsche sehr, daß Sie

den biederen Mann künftighin keine Unannehmlichkeiten weiter bereiten und ihn auch von Seiten des Consistoriums davor zu bewahren suchen. Dies gehört mit zu meinen Bedingungen, und außerdem, daß Sie dem Pastor Binder sobald als möglich auf irgend eine Weise kundgeben, daß Sie nicht allein alles Frühere vergessen haben, sondern ihm sogar nicht ungewogen sind. Sind Sie hierzu bereit?"

„Auch dies noch!" stöhnte der zerschmetterte Consistorialrath, „auch dies noch, — ich werde es thun," fügte er hinzu.

„Was den gestrigen Schritt in der Kirche anlangt, Herr Consistorialrath," fuhr Schröter fort, „so mögen Sie das einstweilen mit Ihrem eigenen Gewissen ausmachen, so mögen Sie Ihre eigenen Thaten mit dem einen Fehler des unglücklichen Mädchens vergleichen — Sie frommer, schuldloser Mann, der sich selbst ohne alle Sünde fühlt. — Aber wehe Ihnen," rief Schröter mit lauter, ernster Stimme, indem er aufstand und vor den Consistorialrath trat, „wehe Ihnen, wenn dies junge unglückliche Weib Ihrer erbarmungslosen Schlechtigkeit und Heuchelei zum Opfer fällt! Wehe Ihnen, wenn es stirbt, dann sollen die Gerichte bei Ihnen das Amt des Rächers und Richters übernehmen!"

Wie ein verdammter, zum Tode verurtheilter Verbrecher stand der Consistorialrath vor dem Candidaten. Er wagte nicht den Blick zu ihm aufzuschlagen, er war vernichtet, innerlich vernichtet, wie nur ein Verbrecher es im Angesichte des Richtschwertes sein kann.

„Wir sind fertig," brach Schröter nach kurzer Zeit

das Schweigen und wandte sich zur Thür, um zu gehen. Ellis hielt ihn zurück. „Bleiben Sie, gehen Sie noch nicht fort,“ sprach er ängstlich. „Sie haben viel von mir verlangt, ich werde Alles thun, und wenn Sie noch mehr verlangen; geben Sie mir die Briefe zurück,“ bat er Schröter's Hand ergreifend.

„Und worin bestände dann meine Bürgschaft, daß Sie es thäten? Würde nicht der mächtige und von Allen als ein so frommer Mann angesehne Consistorialrath den armen Candidaten Schröter vernichten und unschädlich machen können? Wer würde mir glauben, wenn ich die Beweise aus den Händen gäbe? Sie wären fähig, mich als Wahnsinnigen in's Irrenhaus bringen zu lassen.“

„Ich verpfände Ihnen meine Ehre und meinen Namen, daß ich Alles getreu erfüllen, daß ich nie Etwas gegen Sie thun werde.“

„Halten Sie mich nicht für einen so lächerlichen Thoren,“ erwiderte Schröter, „daß ich Ihre Ehre und Ihren Namen als Pfand nehme, denn von Ehre kann bei Ihnen keine Rede sein, und Ihr Name ist bloßer Schein.“

„Ich werde Ihnen mein Versprechen schriftlich geben,“ gab der Gequälte zur Antwort.

„Ich bedarf dessen nicht. So lange ich die Briefe in Händen habe, weiß ich mit Gewißheit, daß Sie Wort halten werden, Sie schlauer Mann. Glauben Sie nicht, daß Sie mich auf diese Art fangen. Was nützte mir Ihr schriftliches Versprechen, da Sie fähig wären, mich beim Gerichte als einen solchen zu bezeichnen, der Ihnen mit der Pistole in der Hand

das Versprechen abgezwungen hätte. — Sie kennen meine Bedingungen; erfüllen Sie dieselben pünktlich, und ich werde schweigen, wie ich bis jetzt geschwiegen habe."

„Und wer bürgt mir," fragte der Consistorialrath in größter Angst, „daß Sie schweigen werden, wenn ich auch Alles, was Sie verlangen, thue?"

„Erbärmlicher, verachtungswerther Mensch!" rief Schröter unwillig, „begreifen Sie nicht, daß es Menschen giebt, denen ein einfach gegebenes Wort heiliger gilt, als Ihnen der höchste Schwur?"

Schröter verließ, ohne den Consistorialrath noch eines Blickes zu würdigen, das Zimmer. Ohne aufzusehen, bewegungslos blieb Ellis noch einige Zeit stehen. Dann schritt er wankend auf das Sopha zu, sank in dasselbe nieder und barg verzweiflungsvoll das Gesicht in den Händen.

Mehrere Stunden vergingen, aber der Consistorialrath blieb bewegungslos in derselben Stellung sitzen, gebeugt, vernichtet. Das war die noch vor Kurzem so stolze Gestalt des Mannes, der wie ein Gottesrichter über Andere aufgetreten war.

Dumpfe, verzweiflungsvolle Bilder und Gedanken schwebten vor dem Geiste des elenden Menschen. Verzweiflung, Scham, Rache, Wuth stürmten nach einander und mit einander wild durch seinen Geist, aber das Damoklesschwert der Furcht hielt alle jene Furien in den engen Schranken des Herzens zusammen.

Antirichter'sche Bewegungen.

Consistorialrath Bürger und sein künftiger Schwiegersohn, Candidat Otto, schritten auf dem Zimmer des Ersteren neben einander auf und ab.

„Ich begreife es nicht!“ brach endlich Bürger das Schweigen, „ich begreife es nicht; seit vierzehn Tagen erkennt man ihn gar nicht wieder. Bleich, wie ein Schattenbild geht er einher, oft weiß er nicht, was er spricht, und dann ist er wieder heftig, wüthend, wie ich ihn nie gesehen habe.“

„Sagten Sie mir nicht,“ fragte sein Begleiter, „daß Ellis auf Richter sehr erzürnt gewesen sei, daß er selbst am heftigsten gegen die Bestätigung desselben als Pfarrer in B. gesprochen habe?“

„Jawohl, und deshalb begreife ich ihn nicht. Das Consistorium hatte nichts gegen das Gesuch Richter's einzuwenden, zumal da die ganze Gemeinde sich für ihn verwandt hatte, nur Ellis sprach gegen ihn und setzte es durch, daß Richter's Gesuch abgeschlagen wurde, und als ich Sie vorschlug, war Ellis sofort damit einverstanden. Gestern auf einmal spricht er für Richter, sagt, er habe mehrere Predigten von ihm gelesen, habe sich genauer nach seinem früheren Leben erkundigt und müsse bekennen, daß er ihn falsch beurtheilt habe, und da wiederholt die Gemeinde aus B. um die Bestätigung Richter's bei ihm nachgesucht habe, so verlange er, weil Richter's Gesuch nur auf seine Veranlassung abgeschlagen sei, daß der Beschluß des Consistoriums, zumal

derselbe noch nicht veröffentlicht sei, zurückgenommen und Richter als Pfarrer in B. bestätigt werde."

„Gaben denn die übrigen Herren sofort nach?" fragte Otto.

„Keineswegs, ich selbst opponirte am meisten, weil es ein Schimpf für mich und Sie ist, wenn Richter die Stelle nun doch noch erhält, da der Beschluß des Consistoriums bereits sehr vielen Menschen bekannt ist, aber Ellis ward so heftig, daß er aufsprang und die Sache dem Fürsten vorzutragen drohte."

„Und nun ist keine Hoffnung mehr für mich?" fragte Otto wiederum mit kleinlauter Stimme.

„Noch habe ich nicht alle Hoffnung aufgegeben," erwiderte Bürger, „aber es hält schwer, Richter's Bestätigung zu hintertreiben. Ellis hat nämlich an die Gemeinde in B. geschrieben und dieselbe aufgefordert, schriftlich und mit Namensunterschriften das Consistorium um Richter's Bestätigung zu ersuchen, und wenn die Mehrzahl der Gemeinde dieses Gesuch unterzeichnet, so wird Richter die Stelle erhalten."

„Da giebt es noch Wege, das Gesuch zu hintertreiben!" rief Otto erfreut. „Und wenn nun die Mehrzahl der Gemeinde mich wünschte?"

„So würden Sie die Stelle erhalten," gab Bürger zur Antwort.

„Gut," sagte Otto, „ich gehe heute noch nach B., ich habe dort einige Bekannte und ich hoffe nicht, daß es mir schwer fallen wird, den Herrn Rationalisten Richter zu verdrängen."

„Aber vorsichtig, vorsichtig!" mahnte Bürger.

„Seien Sie unbesorgt, ich werde mir keine Blößen geben, am wenigsten Richter gegenüber.“

„Sie kennen Richter genauer?“ fragte Bürger, „wie ist sein Charakter?“

„Ich habe mit ihm studirt,“ erwiderte Otto. „Ich kann nicht leugnen, daß er viel gelernt hat, ja er trieb sich sogar in allen philosophischen und historischen Collegien herum, aber er läßt es auch gern merken. Ich muß offen bekennen, daß ich diesen rationalistischen Stolz in ihm hasse. Die Kirche verliert nichts an ihm, denn zu den Gläubigen des Herrn gehört er nicht.“

Otto hatte sich bald auf den Weg nach B. gemacht, um seine freundschaftlichen Bewegungen gegen Richter zu beginnen. Durch seine heuchlerische Maske der Frömmigkeit und dadurch, daß er den Armen im Voraus alle Abgaben erließ, ihre Kinder unentgeltlich zu taufen und zu confirmiren versprach, denn, sagte er, die Taufe und die Confirmation sind Handlungen des Heilandes, die dürfen nicht mit Geld bezahlt werden, hatte er Mehrere für sich gewonnen, die für ihn zu stimmen versprachen. Als er aber, von Haus zu Haus gehend, anfing, Richter, den die ganze Gemeinde liebte, in ein zweideutiges Licht zu stellen, als er ihm alles mögliche Schlechte nachsagte und es als ein gottloses Treiben bezeichnete, daß Richter öfter auf die Jagd gehe und Gottes Creatur morde, da hätte wenig gefehlt, so hätten die guten Dorfbewohner von B. ihren Unwillen an ihm auf eine sehr fühlbare und nachdrückliche Weise ausgelassen.

„Herr,“ rief endlich ein alter Mann über Otto's

Verleumdungen und über seine fromme Heuchelei auf's Höchste empört, „der Herr Candidatus Richter hat über ein Jahr lang die Functionen unseres seligen Pfarrers verrichtet, er hat unsere Kinder unterrichtet und Gottes Wort gelehrt, er hat Sonntags von der Kanzel herab zu uns Allen von Gottes Werken und Gottes Liebe gepredigt, er hat die Kranken besucht, die Armen unterstützt, er hat Alt und Jung, Reiche und Arme gleich geehrt und geachtet, er hat sich stets als einen braven, einfältigen Menschen erwiesen, der sich nicht zu hochschätzte, vor einem Jeden den Hut abzunehmen und ihm freundlich einen guten Tag zu bieten, wie können Sie es wagen, diesen Mann bei uns zu verleumden, den Jeder im ganzen Dorfe liebt. Wer sind Sie denn? Wir kennen Sie nicht und mögen nichts von Ihnen wissen. Noch weniger mögen wir aber einen Menschen, wie Sie, der anderen rechtschaffenen Menschen nur Schlechtes nachzusagen weiß, zu unseren Pfarrer haben. Kommen Sie so nicht wieder zu uns, oder" — der Alte murmelte noch einige unverständliche Worte, aber die Geberden, die er dabei machte, ließen deutlich genug erkennen, daß sie nicht einen allzufriedlichen Sinn ausdrücken sollten.

Otto hatte durch seine Versuche, die Bewohner von B. ungünstig für Richter zu stimmen, gerade das Gegentheil hervorgerufen; denn noch an demselben Abende versammelten sich sämmtliche Bewohner und unterschrieben das Gesuch an das Consistorium, welches Richter als ihren Pfarrer erbat.

Otto hatte die ihm ungünstige Stimmung der Bewohner zu deutlich erkannt, als daß er länger darüber hätte in Zweifel sein können, daß Richter die Stelle erhalten würde, wenn er nicht einen anderen Weg ausforschte, um Ellis' Entschluß umzustimmen oder zu verhindern. Trotz der gewaltigen, bei Consistorialrath Ellis stattgefundenen Umwandlung, vermuthete Otto doch nicht unrichtig, daß noch irgend etwas Anderes dazwischen stecken müsse, und da er den richtigen Grund nicht zu errathen vermochte, so glaubte er, daß Richter dabei irgend wie bethätigt sei, und beschloß deshalb sofort, diesen, mit dem er auf der Universität längere Zeit befreundet gewesen war, zu besuchen, um ihn auszuforschen.

Während Otto auf dem Wege zu Richter war, ahnte er nicht, daß ihm auf demselben Wege ein Mann folgte, der in ganz anderer Absicht zu Richter eilte. Es war Schröter.

Seit dem Besuche bei dem Consistorialrath Ellis war Schröter noch nicht bei seinem Freunde gewesen, nur mit wenigen Zeilen hatte er ihm mitgetheilt, er habe Hoffnung, daß er die Stelle in B. erhalten werde. Jetzt eilte er zu ihm, um ihm die Gewißheit zu überbringen. In B. jedoch kehrte Schröter nach seiner lustigen, durstigen Art und Weise im Wirthshaus ein und hörte dort Otto's ganzes erbärmliches, falsches Treiben gegen Richter von den dort versammelten Bewohnern. Schröter war empört über die Falschheit jenes Heuchlers, den er stets, seiner erheuchelten Frömmigkeit wegen, mit Verachtung behandelt hatte.

Er ahnte jedoch nicht, daß er noch an demselben Tage mit ihm, seinem offenen Feinde, wie er ihn von jetzt an betrachtete, zusammentreffen werde, denn daß Otto zu Richter gegangen war, wußte er nicht.

Ein liebliches, friedliches Bild bot sich den Blicken Otto's dar, als er sich der Wohnung Richter's näherte. Von den Strahlen der sinkenden Sonne beschienen, unter der fast ganz entlaubten Linde vor dem alten Försterhause, in welchem der alte pensionirte Förster Richter, Albert's Vater, wohnte, saßen Albert, dessen Vater und die liebliche Schwester Anna. Der Alte blies den Rauch aus einer kurzen Pfeife behaglich in die Sonnenstrahlen, während er den Worten Albert's lauschte, der ihm aus einem vor ihm liegenden Buche vorlas. Anna war, während sie gleichfalls eifrig auf Albert's Worte hörte, ebenso emsig mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt.

Ringsumher war es still und ruhig in dem Holze, nur von den Bäumen fiel dann und wann ein farbiges Blatt und rauschte leise zur Erde nieder.

Otto war der friedlichen Gruppe bereits ziemlich nahe getreten, als ein kleiner Dachshund zuerst den Fremden bemerkte und durch Bellen ankündigte. Sofort schauten alle Drei nach der Gegend, welche des Hundes Bellen andeutete, und kaum hatte Albert Otto erkannt, als er aufstand, um ihm entgegenzugehen.

„Du wirst Dich wundern, lieber Richter,“ rief ihm dieser entgegen, „mich noch so spät am Tage zu Dir kommen zu sehen, aber ich kam durch diese Gegend und da konnte ich es nicht über das Herz bringen, bei mei-

nem alten lieben Freunde vorbeizugehen, ohne ihm meine herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Glück auf, als Pfarrer von B.!"

„Sei mir willkommen!" entgegnete Richter, indem er ihm die Hand zum Gruße darreichte, „aber ich weiß nicht, ob ich Deine Gratulation annehmen darf?"

„Du darfst es," antwortete Otto, „und es sollte mich um so mehr freuen, wenn ich der Erste wäre, der Dir die bestimmte und freudige Botschaft überbringt."

Ein Freudenstrahl zuckte über Richter's Augen, und in der Freude seines Herzens hätte er Otto um den Hals fallen mögen; aber zuerst eilte er auf seinen Vater zu, schlang die Arme um den Greis und drückte einen innigen Kuß auf dessen greises Haupt.

Zitternd vor Freude, eine Thräne in dem alten Auge, schritt der Greis auf Otto zu und dessen Rechte mit beiden Händen umfassend, rief er: „Seien Sie von Herzen willkommen, Sie Freudenbote! aus Ihrem Munde vernehme ich die froheste Kunde meines ganzen Lebens, haben Sie Dank, haben Sie Dank, Gott möge es Ihnen lohnen!" Auch Anna trat schüchtern herbei, um Otto dankend die Hand zu drücken.

„Gewiß!" rief Otto mit erheuchelter Freude, „wenn es mir nicht schon an und für sich, als altem und treuem Freunde Richter's, die größte Freude gemacht hätte, Richter's lange gehegten Wunsch erfüllt zu sehen, gewiß würde ich sie jetzt empfinden, da ich die Ihrige sehe!"

Nochmals erfaßte Albert Otto's Rechte und drückte

sie in herzlicher biederer Weise, und mit Jubel wurde der Bote der freudigen Nachricht in's Haus gezogen.

„Ich war anfangs besorgt um Dich, lieber Richter," sprach Otto, nachdem sie sämmtlich am runden Tische Platz genommen und der alte Förster seine letzte und sorgsam aufgehobene Flasche Wein aus dem Keller geholt und auf Otto's Gesundheit angestoßen hatte, „ich war anfangs besorgt um Dich, Dein Gesuch war bereits abgeschlagen, und nur der nachdrücklichen Fürsprache des Consistorialraths Ellis hast Du es zu danken, daß der Beschluß des Consistoriums zu Deinen Gunsten umgeändert ist."

„Der nachdrücklichen Fürsprache des Consistorialraths Ellis?" fragte Albert ganz erstaunt; „ich hätte gerade von ihm das Gegentheil erwartet."

„Das ist ja das Merkwürdige bei der ganzen Sache," erwiderte Otto. „Erst ist Ellis sehr gegen Dich, bestimmt das Consistorium, Dein Gesuch abzuschlagen, und auf einmal besteht er darauf, daß der Beschluß zurückgenommen und Deine Berufung als Pfarrer bestätigt werde. Und Du weißt gar nichts davon?"

„Nicht das Geringste," gab Albert zur Antwort, „ich wußte nur, daß Ellis wegen eines Streites auf der Synode über mich aufgebracht war."

„Hallo, hallo, aufgemacht die Pforten und Thüren der Försterei!" rief plötzlich eine Stimme von draußen und begleitete diese Worte zugleich mit lauten Schlägen an die Thür. „Hallo, aufgemacht die Thore Troja's! Hector ist draußen!" rief es noch lauter.

„Das ist Schröter!" rief Anna.

Albert eilte zur Thür, da trat ihm Schröter entgegen. „Komm an mein Herz, alter Junge, und gieb mir einen Schmatz, Du bist Pfarrer in B.!“ rief Schröter freudig, und die beiden Freunde lagen sich in den Armen. „Heute geben Sie mir auch einen Kuß, alter lieber Papa,“ fuhr Schröter heiter fort, indem er den Greis umarmte, „und selbst Anna muß mir heute einen Kuß geben, hilft Alles nichts!“ Er wollte dem ausweichenden Mädchen nacheilen, da erblickte er den Candidaten Otto, der zur Seite getreten war.

Betroffen blieb Schröter stehen, als er seinen Feind, den Menschen, den er so sehr verachtete, so plötzlich vor sich stehen sah. Starr blickte sein Auge auf ihn und ein wildes Feuer zuckte daraus hervor, aber nur einen Augenblick.

„Guten Abend, lieber Schröter,“ sagte Otto, indem er vortrat und Schröter die Hand reichte, „Du wunderst Dich wohl, mich hier zu sehen?“

„Ich hatte Sie allerdings hier nicht erwartet, Herr Otto,“ gab Schröter kalt zur Antwort, ohne die dargebotene Hand anzunehmen.

„Nennst Du Deine Freunde auf einmal Sie?“ fragte Otto mit erzwungenem Lächeln.

„Nein, meine Freunde nenne ich Du, Herr Otto,“ antwortete Schröter mit Betonung des Wortes „Freunde.“

„Otto hat mir zuerst die freudige Nachricht gebracht,“ sagte Albert, der Schröters Benehmen nicht begreifen konnte.

„So — so!“ erwiderte Schröter kalt.

„Was ist Dir, Schröter?“ fragte Albert erstaunt.

„Nichts weiter, lieber Richter, nichts weiter. Aber setzt Euch nieder, ich will Euch nicht stören,“ erwiderte Schröter.

„Mein Weg führte mich zufällig hier in der Nähe durch,“ wandte sich Otto an Schröter, „da konnte ich nicht umhin, bei meinem alten Freunde vorzukehren und ihm meinen herzlichen Glückwunsch zu sagen.“

„Wirklich? Herzlichen Glückwunsch?“ fragte Schröter mit spöttischem Lächeln.

Albert konnte die Beiden nicht begreifen. „Was habt Ihr denn,“ fragte er; „Du scheinst ärgerlich zu sein, lieber Schröter?“

„Ich glaube Dir das Ganze aufklären zu können, lieber Richter,“ nahm Otto das Wort. „Als nämlich Dein Gesuch anfangs abgelehnt war, wurde ich vorgeschlagen und bestätigt; der Beschluß ist jedoch zu Deinen Gunsten umgeändert, und nun kann Schröter nicht begreifen, daß ich mich, obgleich ich die Stelle nicht erhalten habe, freue, daß sie ein alter lieber Freund von mir erhalten hat.“

„Ist es nicht so?“ wandte er sich fragend an Schröter.

„Ich begreife es,“ erwiderte Schröter mit spöttischem Lächeln, „den Frommen ist Alles möglich.“

„Sollen wir nicht unsern Nächsten lieben, wie uns selbst; müssen wir uns nicht über das Glück eines Anderen freuen, das uns selbst der allmächtige Gott nicht verliehen hat, weil wir desselben vielleicht noch unwerth waren?“ entgegnete Otto mit frommer Stimme.

„Ha, vortrefflich, vortrefflich!“ lachte Schröter laut, „und in der Freude des Herzens wünschen wir den Nächsten zu allen Teufeln und verleumden und belügen ihn!“

„Schröter, Schröter!“ sagte Albert mit sanftem, aber vorwurfsvollem Tone.

„Du verkennst mich, Schröter,“ erwiderte Otto; „sei überzeugt, daß ich mich aufrichtig freue, daß der gute Richter die Stelle erhalten hat.“

Jetzt riß aber Schröter, der sich sonst so ausgezeichnet beherrschen konnte, die Geduld. Wild sprang er auf: „Heuchler, Schurke!“ schrie er laut, „mit einer Hundepeitsche möchte ich die Freude bezahlen, Du erbärmlicher Mensch verdienst es nicht besser!“

Erschrocken waren Alle aufgesprungen. Albert und der Alte ergriffen Schröter's Arm, der nicht wenig Lust zu haben schien, seine Worte sogleich in Ausführung zu bringen.

„Was ist das, was ist das?“ rief der Alte erschrocken, während Albert kein Wort zu sagen vermochte.

„Ich begreife es nicht!“ antwortete Otto, der scheu einen Schritt zurückgewichen war, „ich begreife es nicht!“

„Nicht, Du schändlicher Bube!“ rief Schröter, stets noch mehr empört, „Du heuchlerischer, falscher Mensch, meinst Du, Deine niederträchtigen Verleumdungen, die Du heute in B. ausgesprochen, wären verborgen geblieben?“

Auf das Höchste betroffen und verlegen stand Otto da und vermochte kein Wort zu erwidern.

Mit kurzen Worten erzählte Schröter Alles dem

erstaunten Albert und dessen Vater, während Otto wie ein armer Sünder schweigend dastand.

„Fort, Du schurkischer Heuchler, aus dem Hause!“ rief Schröter, „oder ich zeige Dir den Weg, wie Du es verdienst!“ und er griff zu der Hundepeitsche hinter der Thür, aber Albert hielt seinen Arm zurück.

„Wir werden uns wieder sprechen,“ entgegnete Otto mit innerster Wuth und Rache, indem er schleunigst aus dem Zimmer sich entfernte.

„Ja wohl, wir werden uns wieder sprechen, hoffe ich!“ rief ihm Schröter nach.

Der friedliche Abend war gestört. Zwar kehrte Schröter's Heiterkeit bald wieder, aber sie vermochte nicht die Bewohner des stillen Försterhauses mit hinzureißen, auf welche Freude, Schrecken und Abscheu einen tieferen Eindruck gemacht hatten.

Unschuldige Menschen können sich keinen Begriff machen von den falschen Gesinnungen und schlechten Thaten, deren der Mensch fähig ist. Begegnen ihnen aber solche auf ihrem Lebenswege, so ist der Eindruck, den sie hervorrufen, ein um so größerer. Häufig erlischt mit ihnen das letzte Ideal der Jugendjahre, und alles Schöne und Große, das der Mensch oft in himmlischer Reinheit hervorzubringen vermag, ist nicht im Stande, das einmal entschwundene Ideal wieder zu bringen.

Als Albert seinen Freund auf das für ihn in Bereitschaft gesetzte Schlafzimmer brachte, sprachen sie noch lange über die jüngsten Erlebnisse.

„Ich begreife nur nicht," sagte Albert, „wie Ellis dazu kommt, sich so dringend meiner anzunehmen."

„Das brauchst Du auch gar nicht zu begreifen," erwiderte Schröter scherzhaft, „laß Dir damit genügen, daß Du die Stelle bekommst."

„Wer giebt mir aber," wandte Albert ein, „die Gewißheit, daß Otto nicht Alles für sich aufwenden wird, und ich die Stelle schließlich doch nicht erhalte?"

„Ich," antwortete Schröter, „ich gebe Dir die Gewißheit."

„Höre, Schröter," versetzte Albert, „ich vermuthe, daß Du bei der ganzen Sache mit betheiligt bist, sag' mir, bist Du bei Ellis gewesen?"

„Ja," entgegnete Schröter kurz.

„Aber wie ist Dir das möglich gewesen, ihn für mich zu stimmen?"

„Freund, das ist mein Geheimniß," gab Schröter zur Antwort, „und bleibt es auch, dringe deshalb nicht weiter in mich, es ist nichts vorgefallen, was Deiner Ehre schaden könnte."

„Du bist mir oft unbegreiflich, Schröter!"

„Wohl möglich," erwiderte dieser, „aber ich habe Dich alten Burschen lieb, und nun schlafe wohl!"

„Apropos!" rief Schröter hinter Albert her, der schon das Zimmer verlassen hatte, „weiß Bertha es schon?"

„Nein, soeben wollte ich ihr schreiben."

„So bestelle ihr meinen Gruß, und ich hätte Wort gehalten."

Bürger geht zum Minister.

„Es ist eine ärgerliche Geschichte, sehr ärgerliche Geschichte," sagte Consistorialrath Bürger zu dem Candidaten Otto, der am anderen Morgen nach der Katastrophe mit Schröter auf des ersteren Zimmer neben ihm auf- und abging, „Sie hätten müssen vorsichtiger sein, viel vorsichtiger. Wie nun, wenn Schröter es weiter erzählt, da sind wir alle Beide blamirt, und ich befürchte, er wird es thun."

„Das befürchte ich auch," erwiderte Otto ziemlich kleinlaut, „aber wie ist Dem zu hindern?"

„Nur dadurch," entgegnete Bürger, „daß wir ihm durch einen anderen Schritt zuvorkommen. Meine eigene Ehre erfordert es, daß Sie die Stelle in B. erhalten, und es bleibt mir kein anderer Weg übrig, als mich sofort an den Minister v. Falken zu wenden. Nach Dem, was Sie mir Näheres von Richter erzählt haben, hoffe ich den Minister gegen ihn zu stimmen. v. Falken gilt zugleich viel beim Fürsten, und ich werde dadurch zugleich Ellis zuvorkommen. Ich muß freilich offen gestehen, daß ich mich nur ungern, sehr ungern zu diesem Schritte entschließe. Ellis wird sehr aufgebracht sein — nun," setzte er, gleichsam sich selbst beruhigend, hinzu, „wer weiß, wie lange Ellis noch lebt, sein jetziger Zustand läßt mich das Schlimmste befürchten."

Consistorialrath Bürger, von dem Grundsatze ausgehend: „Frisch gewagt ist halb gewonnen," hatte sich

sofort zum Minister auf den Weg gemacht und diesmal hatte er mehr als halb gewonnen. Er hatte den Minister, der selbst zu den Frommen im Lande gehörte, seinen Schwiegersohn Otto als einen so tüchtigen, hoffnungsvollen Mann, als eine so zuversichtliche und kräftige Stütze der orthodoxen Partei geschildert, hatte dagegen Albert Richter so herabsetzend charakterisirt, hatte ihn als einen so argen Rationalisten und Freigeist hingestellt, ja hatte sogar seine Erzählungen bis in Richter's specielles Leben und Treiben ausgedehnt und sich so wenig ein Gewissen daraus gemacht, die gröbsten Verleumdungen auszusprechen, daß v. Falken sich fest bestimmte, an Otto die Stelle in B. zu vergeben. Ja der Minister hatte sogar dem Consistorialrath Bürger darin vollkommen beigestimmt, daß es das Wohl der Kirche Christi verlange, solchen Leuten wie Richter nie eine Stelle zu ertheilen.

Bürger hatte nicht verfehlt, da er vermuthen konnte, daß der Minister von dem Gesuche der Gemeinde in B. um die Bestätigung Richter's Kunde erhalten werde, den religiösen Zustand der Gemeinde als einen gesunkenen darzustellen. „Sie sehen," hatte er zum Minister gesagt, „wie schon in dem einen Jahre, in welchem der Candidat Richter in B. vicarirt hat, der Same des Unglaubens Wurzel gefaßt hat und üppig empor gewachsen ist; es thut noth, daß ein Mann unter sie gesandt wird, der offen unter ihnen Zeugniß ablegt von dem Heilande, der sie zurückführt zum einzig wahren und beseligenden Glauben, und als einen solchen Mann erachte ich den Candidaten Otto, der schon

mehrfach, und namentlich durch sein Streben für die äußere und innere Mission, sich als einen Eckstein im Tempel des Heilandes bewährt hat."

Eine äußerst stürmische Sitzung des Consistoriums war erfolgt. Consistorialrath Ellis hatte auf das Heftigste und Angestrengteste für Richter gesprochen, hatte das Gesuch der Gemeinde in B. vorgelegt und mit Appellation an den Fürsten gedroht, aber Bürger war dennoch siegreich aus der Sitzung hervor gegangen. Die übrigen Consistorialräthe hatten sich der Bestimmung des Ministers gefügt, und Ellis hatte recht wohl eingesehen, daß ihm durch den Schritt Bürger's an den Minister der Weg der Appellation an den Fürsten abgeschnitten war.

Consistorialrath Bürger freute sich seines Gelingens, noch mehr jubelte aber der Candidat Otto. Es war nicht blos die Freude über die erhaltene Anstellung, es war der Triumph über den verhaßten Richter, es war Schadenfreude und vor Allem die Hoffnung, daß er in dem Minister von nun an einen Gönner und Fürsprecher besitze, der mächtig genug war, ihn in seinen Racheplänen gegen Schröter zu unterstützen.

Ellis war tief erschüttert aus der Consistorialsitzung heimgekehrt. Seine Versprechung, die Bedingung Schröter's war unerfüllt geblieben, und wenn er sich auch sagte, daß er sein Möglichstes aufgeboten habe, um Richter die Stelle zu verschaffen, so lebte er doch in banger Furcht, daß Schröter zur Veröffentlichung der verhängnißvollen Briefe schreiten möge.

Ermattet, verzweifelt hatte sich Ellis auf seinem

Zimmer in das Sopha geworfen, sein schweres Haupt auf den Arm gestützt. Er sann nach, wie er Schröter's Verlangen zufriedenstellen könne; aber stets neue Hindernisse thürmten sich vor seinen Augen auf. Er hatte durch Bürger erfahren, daß der Minister sich offen ausgesprochen habe, daß er mit allen Kräften dahin wirken werde, solche Männer wie Richter fern von Amt und Kanzel zu halten. Er hoffte zwar, daß es ihm gelingen werde, Richter späterhin eine Stelle zu verschaffen, aber jetzt mußte er zuerst darauf sinnen, auf welche Weise er Schröter zufrieden stelle.

Schröter hatte von dem ganzen Vorfalle, vor der Verhandlung der Consistorialsitzung die genaueste Kunde erhalten; er war empört, vorzüglich aber über Otto's und Bürger's Intriguen, denn daß Ellis sein Möglichstes gethan hatte, um Richter die Stelle zu verschaffen, wußte er nur zu gut. Schröter's ganzer Ingrimm würde sich vielleicht mehr von Ellis abgewandt und auf Otto concentrirt haben, wenn er nicht einen Brief von seinem Freund Linde erhalten hätte, der ihm die Erbärmlichkeit des Consistorialraths Ellis aufs Neue recht lebhaft ins Gedächtniß rief.

Linde schrieb voller Verzweiflung, daß seine Emma, von Tage zu Tage schlimmer erkrankt, dem Tode nahe sei, und daß die Aerzte ihm die letzte Hoffnung auf Genesung genommen hätten.

Unter solchen Umständen zögerte Schröter nicht lange. Seinen Freunden beizustehen mit Rath und That bildete einen wesentlichen Theil seines Charakters. Früh am folgenden Morgen machte er sich auf den Weg zur

Stadt. Seine Gedanken weilten bei seinem unglücklichen Freunde, bei dessen getäuschten Hoffnungen und gestörtem Glücke. Und nicht die Frische des heitern Morgens, nicht all die freundlichen Sonnenstrahlen, welche den Weg vor ihm erhellten, vermochten die trüben Gedanken zu verwischen. In sich gekehrt schritt er weiter. Eine Chaise begegnete ihm, aber er achtete nicht darauf und würde keinen Blick auf sie geworfen haben, wenn nicht eine Stimme aus derselben seinen Namen gerufen hätte.

Mit Verwunderung erkannte Schröter die Stimme des Consistorialraths Ellis, der schon bemüht war, aus dem Wagen zu steigen und ihm entgegenzukommen.

Schröter's Stirn zog sich unwillkürlich finster zusammen, als er diesen Mann erblickte.

„Ich war eben im Begriff zu Ihnen zu kommen,“ sagte Ellis nach höflicher Begrüßung.

„Zu mir?“ fragte Schröter, „ich weiß nicht wodurch ich mich einer solchen Ehre würdig gemacht habe, den Herrn Consistorialrath in meinem Hause zu sehen.“

Ellis erzählte darauf, wie es ihm trotz aller seiner Bemühungen mislungen sei, Richter die Stelle in B. zu verschaffen, das Consistorium habe ihn überstimmt.

„Ich weiß es,“ antwortete Schröter, „daß Ihnen die niedrigen Intriguen Ihres Herrn Collegen und des Herrn Candidaten Otto zuvorgekommen sind; aber was wollen Sie nun thun, um meine Bedingung zu erfüllen.“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Ellis mit bekümmerter Stimme; „meine Macht ist erschöpft; ich werde Alles thun, was mir möglich ist, sobald eine andere Stelle erledigt ist.“

„Besinnen Sie sich sehr genau, Herr Consistorialrath,“ gab Schröter zur Antwort, „ob Ihnen kein Weg mehr übrig bleibt, um Richter die Stelle in B. zu verschaffen. Vielleicht kann es Ihnen dienen, wenn Sie erfahren, auf welche wahrhaft freundschaftliche und edle Weise sich Otto gegen Richter benommen hat,“ und Schröter erzählte Otto's ganzes falsches Treiben in B.

„Ich weiß keinen Weg,“ erwiderte Ellis nach kurzem Schweigen. „Der Consistorialrath Bürger hat sich an den Minister gewandt — damit ist mir der letzte Weg, auf den ich meine Hoffnung gesetzt hatte, abgeschnitten.“

„Und was erwarten Sie nun, was ich thun werde,“ fragte Schröter, indem er den Consistorialrath scharf in's Auge faßte.

Ellis vermochte diesen Blick nicht zu ertragen, seine Augen senkten sich nieder. Er schwieg.

„Sie rechnen vielleicht darauf,“ fuhr Schröter fort, „daß ich nun Billigkeit für Recht ergehen lasse, daß ich etwas Anderes von Ihnen verlange — ich würde es vielleicht gethan haben, aber bitte lesen Sie diesen Brief und Sie werden sich dann selbst sagen müssen, was mir zu thun übrig bleibt.“

Schröter hatte dem Consistorialrath den Brief seines Freundes Linde übergeben. Nur mit größter Anstrengung vermochte Ellis den Brief zu lesen. Die Hand, welche ihn hielt, zitterte sichtbar.

„Ich hoffe zu Gott,“ sprach er, nachdem er die Zeilen gelesen hatte, „daß er dies Unglück gnädig abwenden möge.“

„Und warum hoffen Sie?" fragte Schröter. „Weil Sie befrüchten, daß ich Ihre Briefe veröffentlichen werde. — Wehe, wehe, wenn das arme junge Weib durch Ihre Niederträchtigkeit stirbt — dann rechnen Sie von meiner Seite auf keine Schonung!" —

Schröter wendete sich ab, um seinen Weg zur Stadt fortzusetzen. Mit artigen Worten lud der Consistorialrath ihn ein, neben ihm im Wagen Platz zu nehmen, da er gleichfalls zur Stadt zurückkehre.

„Ich danke Ihnen," lehnte Schröter die Einladung ab, „ich will Ihnen das Aufsehn ersparen, daß Sie an der Seite eines Candidaten zum Thore hineinfahren, und muß Ihnen auch gestehen, daß ich es vorziehe, meinen Weg allein fortzusetzen; wir werden uns vielleicht bald wieder sprechen." —

Der Wagen mit dem Consistorialrath und Abt Ellis rollte schnell der Stadt zu — der Candidat Schröter folgte langsam auf demselben Wege.

Am Sterbebette.

An dem Krankenbette der jungen unglücklichen Frau, welche der Consistorialrath Ellis so schonungslos behandelt hatte, saßen ihr Mann und Schröter. Die Kranke schien zu schlummern. Alles ringsum war still, nur die Wanduhr ließ ihre gleichmäßigen, ununterbrochenen Pen=

delschläge hören, und sie klangen fast laut bei der lautlosen Stille. Ein Nachtlicht erhellte nur schwach das Zimmer. Auf den Gesichtern der beiden jungen Männer lag tiefer Schmerz, und die bleichen, abgezehrten Züge Linde's ließen nur zu deutlich den Kummer erkennen, der sein Inneres erfüllte. Keiner sprach ein Wort. Sie schienen beide ihren eigenen Gedanken nachzuhängen und doch dachten beide nur an einen Gegenstand, an die Kranke. Beider Augen ruhten auf der Schlummernden, aber kein Hoffnungsstrahl drang aus ihnen hervor, sondern es lag schon die ganze Starrheit des Schmerzes darin, als ob der Tod wirklich schon das liebliche Weib ihnen entrissen habe.

Da schlug die Kranke wie vom Schlafe erwachend die Augen auf, lächelte ruhig und reichte Linde die schwache Hand.

„Mein armer, lieber Mann," sagte sie mit leiser Stimme, „ich würde ruhig, ja selbst freudig sterben, wenn ich Dich glücklich wüßte. Wir sind erst so kurze Zeit vereint und nun sollen wir schon wieder getrennt werden."

„Nein, Emma, nein, Du stirbst nicht," rief Linde, indem er sein Gesicht auf ihre Hand niederbeugte, um die Thränen zu verbergen, die trotz des festesten Vorsatzes, sich stark und gefaßt zu zeigen, ihm in die Augen traten. Als diese Thränen des bittersten Schmerzes auf die Hand der Kranken fielen, sagte sie tröstend: „Sei ruhig, mein Lieber. Denke die kurze Zeit unsres Beisammenseins wären lange und glückliche Jahre gewesen und wir trennten uns nur auf kurze Zeit. — Sei ru-

hig, sei gefaßt, mein Mann," fuhr sie fort, als Linde lauter an zu schluchzen fing, „siehe, Du behältst in Schröter einen treuen Freund, der Dich nie verlassen wird."

„Nie, nie, gewiß nicht!" erwiderte Schröter, dem es selbst beklommen und thränenweich um's Herz war; „Linde weiß, daß er auf mich rechnen kann."

Es wurde von außen mehrere Male an die Stubenthür geklopft, und als Niemand darauf achtete, trat die lange, hagere Gestalt des Consistorialraths Ellis ein. Er blieb fast erschrocken an der Thür stehen, als er Schröter erblickte und dessen starrer, durchdringender Blick sein Auge traf. Linde hatte sich scheu und bange in die Höhe gerichtet, nur die Kranke blickte den Eintretenden ruhig und lächelnd an.

„Treten Sie näher, Herr Consistorialrath," sagte sie mit schwacher Stimme und schüchtern trat Ellis an das Bett, faßte die ihr dargebotene Hand mit beiden Händen und drückte sie schweigend.

„Ich habe Ihnen Unrecht gethan," sprach er endlich, „ich komme, Sie um Vergebung zu bitten."

„Nein," entgegnete die Kranke, „Sie haben nur Ihre Pflicht gethan; es war die gerechte Strafe, weil ich mein einmal geschehenes Vergehen noch zu verheimlichen suchte. Es war die Strafe des Himmels — aber sagen Sie mir, ist mir damit mein Vergehen auch wohl vergeben, kann ich ruhig sterben?"

„Nein, Sie sterben nicht, Sie dürfen nicht sterben," fiel ihr Ellis in's Wort, — „es war nicht die Strafe des Himmels, es war — es war — Uebereilung von

mir, Sie hatten längst den Fehler schon gebüßt und gesühnt."

„So kann ich also ruhig sterben?" fragte Emma weiter.

„Gott wird Sie genesen lassen und noch lange erhalten," erwiderte Ellis.

„Nein, ich fühle es, der Augenblick naht," sagte sie nach kurzer Zeit mit stets schwächer werdender Stimme. — „Gieb mir die Hand, mein Mann; treten Sie näher Schröter, laßt mich herzlich von Euch Abschied nehmen. Der Tod ist so schrecklich nicht als er geschildert wird."

Schluchzend warf sich Linde vor dem Bette nieder und drückte seine Stirn auf die geliebte Hand. Schweigend, eine Thräne im Auge, stand Schröter daneben.

„Vergebt mir meine Lieben," fuhr sie fort, wenn ich Euch Unrecht gethan habe, habt Dank für Eure Liebe, — leben Sie wohl, Herr Consistorialrath!"

Ellis kniete an dem Bette der Sterbenden nieder und faltete die Hände. „Vergeben Sie mir, vergeben Sie mir," flehte er, „wie Gott Ihnen längst vergeben hat; ich habe arg an Ihnen gesündigt!"

„Ich habe Ihnen längst vergeben," erwiderte sie, ihm die Hand reichend. „Sie haben mir kein Unrecht gethan. — Segnen Sie mich, segnen Sie meinen Mann," bat sie.

Aengstlich schaute Ellis Schröter an, dieser wandte sein Gesicht ab. Er erhob sich. Wie vor dem Altare legte er Linde's und Emma's Hand in einander, faltete die Hände und sprach — vielleicht das erste Mal in seinem Leben mit aufrichtigem Herzen: „Ist

es Dein Wille, allmächtiger Vater der Liebe, unsres Heilandes, daß sie zu Dir zurückkehren soll, so nimm in Deinen Himmel auf dies reine Herz!" —

Mehr vermochte der Consistorialrath nicht hervorzubringen.

Unwillkürlich hatten alle die Hände gefaltet und schwiegen.

Betend, verklärt lag die Sterbende da.

„Gott hat mir vergeben" — sprach sie. „Ich kann mit dem Kranze — vor ihn — treten. Linde — Widersehn!"

Der letzte Athem war entwichen — für ewig entwichen. Das Herz stand still, der gewaltige Scheidungsaugenblick, in dem die Erde zurückerhält, was sie gegeben, war eingetreten. Geist, Seele, Leben waren mit dem letzten Herzschlage entflohen, das Meisterwerk der Natur, der durchgeistigte Lebenszusammenhang war in dem einen Augenblicke zurückgekehrt, zerfallen in Stoff und Kraft. Allmächtiger, gewaltiger Schritt der Natur, in dem sie zertheilt, was ein ganzes Menschenleben zusammengewirkt; eisernes Gesetz, das den Menschengeist zwingt, mit dem Stoff neue und ewig wechselnde Phasen zu durchwandeln. So schwindet der Geist — ewig durch seinen Stoff — unsterblich durch das Andenken der Nachwelt! —

Bewußtlos lag Linde über der Leiche hingestreckt. Zerknirscht stand Ellis neben dem Bette.

„So stirbt die Unschuld," sprach Schröter mit Ernst zu dem Consistorialrath.

„Ein Engel," rief dieser, die Augen auf die Ge-

ſtorbene gerichtet. „Den Sie gemordet haben," fügte Schröter hinzu.

Ellis zitterte. „Sie hat mir vergeben," ſagte er, zu Schröter gleichſam bittend aufſehend.

„Und ein Anderer wird Sie richten," ſprach Schröter ſich abwendend und auf ſeinen Freund zutretend. —

Der neue Pfarrer in B.

Traurige Tage und Wochen folgten für Schröter und ſeine Freunde. In troſtloſer dumpfer Verzweiflung blieb Linde jedem beruhigenden Zuſpruche Schröter's verſchloſſen. Das Leben glitt ohne alles Intereſſe an ihm vorüber. „Habe ich deshalb mich Jahrelang geſehnt und gemüht," ſprach er, „daß mir mein einziges Lebensglück, nun ich es erreicht habe, unwiederbringlich entriſſen wird! Ich zweifle an Allem, an Gott und ſeiner Gerechtigkeit!"

Was ſollte Schröter ihm darauf erwidern, hatte er ihn doch ſchon ſo oft gebeten, als Mann das Unvermeidliche gefaßt zu ertragen — es half Alles nichts. Das Haus Linde's war öde und wie ausgeſtorben, und ging Schröter von ihm zu ſeinem Freunde Richter, ſo blickte ihm aus deſſen Augen, ſo wie aus denen der ſonſt ſo heitern Anna und ihres Vaters ein ſo

stiller, tiefer Schmerz entgegen, daß dieser ihm noch tiefer in's Herz schnitt als die Verzweiflung Linde's.

„Sie leiden noch mehr als Linde," sagte Schröter zu sich selbst, „denn sie ertragen ihren Schmerz, ihre getäuschte Hoffnung mit vollem Bewußtsein, sie suchen ihn in's Herz zurückzudrängen, aber das leidet doppelt darunter. Wohl dem, der seinen Schmerz ausweinen, austoben oder ausverzweifeln kann, sein Herz wird zwar öde und leer, aber es wird doch nicht in stiller, namenloser Pein aufgezehrt. Das ist ein trauriges Vorrecht guter Menschenherzen, daß, wenn irgend ein Schlag des Schicksals sie trifft, sie sich einbilden, es sei eine Strafe für sie, oder wenn die Bosheit anderer Menschen ihnen schadet, ihr Ideal, ihr Glaube an Menschentreue und Rechtlichkeit einen solchen Stoß erhält, daß Jahre ungetrübten Glückes erforderlich sind, um das Ideal wieder aufzurichten. An dem schlechten Menschen gleitet Alles eindrucklos vorüber; er ist nie so wahrhaft glücklich, weil das wahre Glück nur in dem innern Herzensleben beruht, er fühlt sich aber auch nie so unglücklich, weil er keinen Schmerz so tief erfaßt."

Albert Richter würde den Schmerz der getäuschten Hoffnung bald und leicht überwunden haben, wenn ihm nicht täglich durch die traurigen stillen Blicke seiner Schwester und seiner Braut die Erinnerung daran wieder frisch aufgedrungen, wenn sein alter Vater nicht so tief betrübt dadurch gewesen wäre. Der alte Mann war in seinem Leben zu oft getäuscht, um seine liebsten Hoffnungen zu oft betrogen worden, als daß er gewagt

hätte, neue zu schöpfen; das Alter ist ja ohnedies für Hoffnungen schwer zugänglich.

Schröter's Trostworte, sein wenn auch oft erzwungenes heiteres Wesen, scheiterte stets an der traurigen Stimmung des Alten, und Anna wie Albert blieben davon angesteckt.

„Du bist ein Narr durch und durch," sagte Schröter zu Albert, „daß Du Dich um die Stelle so sehr grämst. Ich glaube Dir zwar, daß Du Deine Bertha gern heimgeführt hättest — aber ist es denn durchaus nothwendig, daß Du dazu die Stelle in B. erhältst? Ich in Deiner Stelle würde dem Kuckuk viel darnach fragen, ich würde mich auf das Schriftstellern legen und ruhig abwarten, bis es den Herren im Consistorium beliebte, mir von selbst eine Stelle anzutragen."

„Da würde ich lange warten können," erwiderte Albert.

„Nein, ich gebe Dir mein Wort, daß Ellis für Dich nach besten Kräften sorgen wird!"

„Ellis?" fragte Albert erstaunt.

„Ja, Ellis; laß Dich das weiter nicht kümmern, ich weiß es und das ist genug."

Albert schüttelte ungläubig den Kopf.

Schröter war nach dem Tode der jungen Frau seines Freundes anfangs willens gewesen, die Briefe des Consistorialraths Ellis zu veröffentlichen, aber sobald er etwas ruhiger wurde, besann er sich eines anderen.

„Was würde es Deinen Freunden und Dir selbst nützen," sagte er sich selbst, „Ellis würde ohne Zweifel um Amt und Stelle kommen, damit würde aber auch

für Deinen Freund Richter der letzte Hoffnungsstern untergehen. Es ist besser, Du hältst den Consistorialrath in steter Furcht und zwingst ihn dadurch für Richter zu sorgen."

Daß der Candidat Otto die Pfarrstelle in B. erhielt, unterlag keinem Zweifel mehr, denn schon in einigen Tagen sollte er in B. eingeführt werden. Schröter hatte Otto seit jenem Abende nicht wieder gesehen, er versäumte indeß nicht, an dem Tage der Einführung sich in B. einzufinden. Die Einführung sollte mit möglichster Pracht vollzogen werden; der Consistorialrath Bürger hatte dieselbe selbst übernommen, und durch seine Vermittlung war die Gemeinde von B. auch aufgefordert, sich an dem bestimmten Sonntage zahlreich im Gotteshause einzufinden.

Die Neugier der guten Dorfbewohner hatte jedoch noch mehr als die Aufforderung des Consistorialraths Bürger bewirkt, daß die Kirche an dem festgesetzten Tage mehr von Zuschauern als von Hörern gedrängt voll war. Schröter befand sich unter ihnen und zwar hatte er sich so gestellt, daß er den Altar sowohl wie die Kanzel deutlich überblicken konnte, ohne selbst von dort aus bemerkt zu werden, denn es war seine Absicht den Consistorialrath Bürger und Otto unbemerkt zu beobachten.

Nachdem Otto eine lange, fromme, an Bibelstellen reiche Predigt gehalten hatte, in der er hervorhob, daß eine höhere, göttliche Begeisterung für seinen Beruf ihm innewohne und daß er vermöge dieser Begeisterung und Kraft die Gemeinde zu wahren Jüngern Christi zu machen und ihre Seelen zu retten hoffe und zu Gott

täglich bete, daß er die ihm anvertrauten Seelen von dem falschen Glauben, zu dem sie geführt seien, zurückbringen möge, trat Consistorialrath Bürger vor den Altar, um die eigentliche Einführungsrede zu halten.

Hatte indeß schon Otto's Predigt bei der ganzen Gemeinde und vorzüglich bei Schröter den größten Widerwillen hervorgerufen, so that es die Rede des Consistorialraths noch in erhöhtem Maßstabe. Was Otto hinter frommen Redensarten zu verstecken gesucht hatte, das sprach Bürger offen aus. Er begann damit, daß er der Gemeinde Glück wünschte und sie glücklich pries, weil ihr ein so frommer und als Diener des Heilandes bewährter Mann als Seelsorger und Hirt beschieden sei und forderte sie auf, der Stimme dieses Hirten zu gehorchen und ihm in Gehorsam und Glauben zu folgen, er mahnte sie, abzulassen von dem falschen Glauben, der wie er nicht verhehlen könne durch des Candidaten Richter Wirken unter ihr hervorgerufen sei. Das Consistorium habe Kunde davon erhalten, und um den gefährlichen Samen des Unglaubens, um das fluchwürdige Streben nach Freigeisterei und Ablassen von dem Worte des Heilandes auszurotten und die Seelen der Gemeinde um des Blutes und der Wunden Christi willen zu retten, habe es den Candidaten Otto als Pfarrer und Seelsorger in B. bestimmt.

Innerer Unwille und Empörung über diese Worte des Consistorialraths machten sich in der Gemeinde bemerkbar, aber kaum hatte Bürger dies wahrgenommen, so ward er noch härter und schroffer in seinen Worten, so stellte er mit lauter immer lauter werdender Stimme

das Wirken Richter's in einem noch schlechtern Lichte dar und hob das Verdienst Otto's um so greller hervor, um die Gemeinde gleichsam durch die Macht seiner Stimme und die Kühnheit seiner Worte niederzuschmettern. „Ich bin Consistorialrath, wer wagt mir zu widersprechen, oder meine Worte mit Unwillen aufzunehmen," klang aus jedem seiner Worte und aus der ganzen Art und Weise, wie er die Rede vortrug, heraus. — Die Heiligkeit des Gotteshauses, die unsichtbar erhabene Scheu, welche fast jedes Menschenherz in ihm ergreift, hielt die Gemeinde ab, daß sie nicht einstimmig ihrem Unwillen Worte verlieh und offen gegen den Consistorialrath auftrat. Ihr Benehmen blieb dem Orte entsprechend würdig, aber um so tiefer griff die innere Empörung in ihre Gemüther ein.

Als der Gottesdienst beendet und Schröter in dem Gemeindewirthshaus eingekehrt war, sammelten sich auch die meisten Männer der Gemeinde dort, gleichsam als ob sie sich verabredet hätten. Nun machte sich aber der allgemeine Unwillen Luft. „Den wollen wir nicht zum Pfarrer" — „bei dem gehen wir nie in's Gotteshaus" — mit diesen und noch viel stärkeren Worten sprach sich der Unmuth aus. Endlich verschaffte sich ein alter Mann, den wir schon früher in B. bei ähnlicher Gelegenheit kennen gelernt haben, Gehör und sprach: „Seid ruhig Freunde, all unser Reden hier hilft uns zu nichts, aber wir wollen eine Schrift aufsetzen, in der wir erklären, daß wir diesen Otto nicht zu unserm Pfarrer wollen, daß wir nie bei ihm das Gotteshaus besuchen würden, weil wir uns bei solchem Manne, der seine

Freunde öffentlich verleumde, der die Predigten auf der Kanzel von seinem Geschreibsel oder aus einem Buche ablese, der also gar nicht predigen könne, nicht erbauen könnten, und diese Schrift wollen wir alle einmüthig unterschreiben und an das Consistorium senden, und wenn das Consistorium unserer Schrift nicht nachkommt, dann setzen wir eine zweite auf und ich selbst will damit zum Landesherrn gehen! Lieber gar keinen Pfarrer als diesen!" —

„Das wollen wir, das sagen wir auch," tönte es mit lautem Beifall von allen Seiten, „wir alle wollen uns unterschreiben."

Bis dahin hatte Schröter schweigend zugehört. Nun trat er aber vor und um sich desto leichter Gehör zu verschaffen, stieg er auf einen Stuhl und rief mit lauter Stimme: „Männer, Freunde, Ihr kennt mich als einen Freund Richter's, Ihr wißt wie sehr ich mich freuen würde, wenn er Euer Pfarrer geworden wäre, und Ihr wißt auch wie sehr mich die Rede des Consistorialraths Bürger verletzt hat, aber ich rathe Euch, lasset ab von einem Gesuche, von einer Schrift an das Consistorium und den Fürsten, denn es nützt Euch doch nicht!"

„Wer so sprechen kann," rief der alte Mann, der den Vorschlag eines Gesuches gemacht hatte, „der ist Richter's Freund nicht!"

„Ich bin es," erwiderte Schröter, „ich habe nichts unversucht gelassen, um ihm diese Stelle zu verschaffen, aber die Niederträchtigkeiten Otto's und Bürger's sind mir zuvorgekommen." Schröter erzählte nun, wie falsch sich Otto gegen Richter benommen, den er seinen Freund

nenne, erzählte, wie Bürger Richter überall verleumdet und wie er sich sogar an den Minister v. Falken gewandt habe, um seinem Schwiegersohne die Stelle in B. zu verschaffen.

Der Unwille der Gemeinde von B. gegen ihren neuen Pfarrer war durch die Erzählung Schröter's bis zur Verachtung gesteigert; aber eine Schrift an das Consistorium ward nicht aufgesetzt. Schröter hatte sie um ihrer selbst willen gebeten, das Gotteshaus nach wie vor zu besuchen, sie hatten es auch versprochen, aber nur Wenige konnten sich dazu entschließen und selbst von diesen Wenigen blieben Manche bald ganz fort aus dem Gotteshause, denn an den trocknen, herzlosen Predigten Otto's, die er stets ablas, an seinem ewigen Verdammen der Rationalen und Freigeister vermochten sie sich nicht zu erbauen. Wenn Sonntagsmorgen die Glocken zum Gotteshause riefen, dann nahmen die meisten Bewohner von B. die Bibel zur Hand und lasen darin, oder gingen bei heiterem Wetter hinaus in das große Gotteshaus der Natur und lasen dort in dem erhabenen Andachts- und Gesetzbuche, welches der Allmächtige in seinen Schöpfungen für den Menschen geschrieben hat, wie Richter ihnen so oft gesagt hatte. Da waren sie oft recht fromm und andächtig. Die blaue Himmelswölbung erschien ihnen als die Decke des großen Gottestempels, die Berge waren die Altäre und der Rauch, der von den Wäldern emporstieg, war der Opferrauch, und feierlich und froh klang der Choral der Vögel dazwischen und die heilige feierliche Sonntagsstille erschien ihnen als das segnende Walten des All-

mächtigen. Da fühlte sich ihr Herz durch den stillen Gottesdienst der Natur gehoben und gestärkt, da sahen sie mit ganz anderen Augen den Himmel, die Wälder und grünenden Felder, denn sie verstanden sie, sie hatten lesen gelernt in dem Gottesbuche der Natur.

Pastor Otto redete anfangs fast sonntäglich über diesen heidnischen Gottesdienst oder Cultus wie er es nannte, da er aber dadurch nichts änderte, so fügte er sich darein und mußte seine Predigten in fast leerer Kirche halten. „Ich predige nicht für die Menschen," rief er einst laut von der Kanzel herab, „ich predige Gott zu ehren, und wenn kein Mensch in die Kirche käme, so würde ich Sonntags dennoch predigen!"

Armseliger Mensch, der Gott zu ehren oder ihm zu dienen glaubt, wenn er ihm predigt, als ob der Allmächtige des Menschenmundes bedürfte, um sich selbst Weihrauch zu streuen.

Otto ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um in das Familienleben der einzelnen Gemeindeglieder einzudringen und für seine orthodoxe Richtung neue Anhänger zu gewinnen, aber nur bei wenigen fand er eine freundliche entgegenkommende Aufnahme, die übrigen entfremdete er sich durch sein fortwährendes Tadeln und Schimpfen von der Kanzel herab immer mehr.

Schröter, der zuweilen nach B. kam, erhielt von Allem genaue Kunde, und in der ungünstigen Stellung Otto's der Gemeinde gegenüber, fand er gleichsam eine Genugthuung für das seinem Freunde widerfahrene Unrecht.

Die Gemeinde würde sich vielleicht dennoch durch

die Allgewalt der Zeit an ihren Pfarrer gewöhnt haben, wenn nicht von Zeit zu Zeit Otto selbst zu neuen Zwistigkeiten Anlaß gegeben hätte. Die erste Ursache zu heftiger Streitigkeit gab Otto bei einer Taufe des Kindes des Dorfschulzen.

Wie Otto zeitig erfahren hatte, war der Schmied Forster, der intelligenteste Mann im ganzen Dorfe, der alle übrigen sowohl durch allgemeine Bildung, vorzüglich aber durch die Schärfe und Ruhe seines Urtheils überragte, zum Pathen des Kindes bestimmt.

Mit besonderm Interesse hatte Albert Richter als er in B. vicarirte an dem Schmied Forster gehangen, weil er ihn als einen sehr verständigen Mann erkannte und Forster ihm stets behilflich war, wo es galt, etwas Gutes und Nützliches in der Gemeinde einzuführen, oder einen alten eingeerbten und eingewurzelten Misbrauch abzuschaffen. Auch als Richter aus B. entfernt war, hatte sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Forster erhalten und er versäumte nie, wenn er bei B. vorbei kam, bei dem Schmied vorzusprechen. Dies war dem Pfarrer Otto nicht verborgen geblieben und von seinem eigenen Charakter aus schließend, argwohnte er in diesem freundschaftlichen Verhältnisse der beiden Männer nur Arges. Er glaubte, Richter komme nach B., um die Gemeinde nur noch mehr gegen ihn zu erbittern, und dem Schmied Forster war er schon deshalb sehr wenig gewogen, weil er mit seinem Feinde Richter Freundschaft pflegte, mehr aber noch, weil er ihm einst, als er in seinem Hause Richter verleumdet hatte, offen

und entschieden entgegengetreten war und Richter's Partei genommen hatte.

Schon lange hatte sich Otto nach einer Veranlassung gesehnt, um an dem Schmied seinen Groll auslassen zu können und die Taufe bot ihm eine gewünschte Gelegenheit dazu.

Ausnahmsweise war die Nachmittagskirche, nach welcher die Taufe stattfinden sollte, sehr voll, denn der Schulze, ein reicher Mann, wollte die Taufe seines erstgeborenen Kindes mit aller Pracht eines reichen Bauers feiern und fast das ganze Dorf und zahlreiche Bekannte von nah und fern waren zum Kindtaufschmause geladen und wohnten deshalb auch der Taufhandlung bei.

Als der Gottesdienst vollendet war, traten die Pathen mit dem Kinde an den Taufstein heran und die Taufrede begann. Pfarrer Otto pflegte bei den Taufhandlungen ganz das alte Taufformular zu Grunde zu legen mit Exorcismus des Teufels und allen Formeln. Daran hatte sich die Gemeinde bereits gewöhnt, so kalt und langweilig ihr deshalb auch die Taufrede erschien.

Ehe indeß die eigentliche Taufhandlung begann, wandte sich Otto an die Pathen und forderte sie, da sie als Zeugen, daß das Kind in die Gemeinschaft der Kirche Christi aufgenommen sei, daständen und dadurch die Verpflichtung auf sich genommen hätten, auch dafür Sorge zu tragen, daß das Kind in der wahren Lehre des Heilandes auferzogen werde, auf, das Glaubensbekenntniß mit lauter, deutlicher Stimme vor der ganzen Gemeinde herzusagen und dadurch Zeugniß abzulegen,

daß sie wahre Christen und der Stellung als Pathen würdig seien.

Erstaunt blickten sich die Pathen einander an und allgemeine Verwunderung regte sich in der ganzen Gemeinde; das hatte noch kein Pfarrer von den Taufzeugen verlangt, selbst die ältesten Leute wußten nichts davon. Die Pathen schwiegen.

„Sprecht das Glaubensbekenntniß, Forster," fuhr der Pastor Otto nach kurzem Schweigen fort, „oder ich muß Euch als einen unwürdigen Pathen von der heiligen Handlung zurückweisen."

Forster schwieg, sein Auge blickte starr und funkelnd auf den Pfarrer.

„Ich fordere Euch noch einmal auf, das Bekenntniß des christlichen Glaubens mit lauter Stimme vor der versammelten Gemeinde abzulegen," fuhr Otto fort.

Forster schwieg, aber nur mit äußerster Mühe drängte er seinen inneren Unwillen zurück. „Du stehst im Gotteshause, sei ruhig," sagte er zu sich selbst und bezwang sich.

„Ihr scheint nicht einmal das Bekenntniß Eures Glaubens zu wissen, welches Euch doch schon in der Schule gelehrt ist," fuhr Otto mit fast höhnischer Stimme fort, „so weise ich Euch zurück vom Taufsteine und rathe Euch, erst das Glaubensbekenntniß zu lernen, ehe Ihr wieder als Pathe hierher tretet."

„Tretet zurück," sagte Otto mit lauter Stimme, als Forster seiner Aufforderung nicht Folge leistete, und Forster trat nun zurück. Auch die anderen beiden Pathen traten vom Taufsteine zurück.

Bestürzt eilte der Taufvater herbei und suchte den Pfarrer zu bewegen, von seinem Verlangen abzulassen.

„Nein," entgegnete Otto, „ich handle nur nach dem alten Gesetze, welches von den Taufzeugen das Aufsagen des Glaubensbekenntnisses verlangt."

„Aber es ist doch noch nie hier verlangt worden," entgegnete der Schulze.

„Um so schlimmer. Ich bestehe darauf," erwiderte der Pfarrer. „Da seht Ihr die Folgen, zu welchen die Freigeisterei und der Umgang mit derselben führt. Ihr wollt Christen sein und des Heilandes Namen tragen, und kennt nicht einmal das Glaubensbekenntniß! Schlimmer konnte es in Sodom und Gomorrah nicht sein!"

Allgemeiner Unwille machte sich in der Gemeinde laut. Forster knirschte vor Erbitterung.

„Stellt andere Taufzeugen," verlangte der Pfarrer von dem Schulzen, und als dieser entgegnete, daß er sein Kind lieber gar nicht taufen lassen wolle, verließ Otto die Kirche.

So Etwas war in B. noch nie vorgekommen. Die ältesten Leute wußten nichts davon, obgleich sie viele Male Pathenstelle vertreten hatten.

Das Kind ward ungetauft nach Hause getragen, aber der Kindtaufschmaus fand trotzdem statt, und der allgemeine Unwille über das Benehmen und Verlangen des Pfarrers sprach sich in lautester Weise aus.

Schmied Forster hatte nicht an dem Kindtaufschmause Theil genommen. Er war sogleich nach der Stadt gereist, um am folgenden Morgen bei dem Gerichte

Schutz gegen das Benehmen des Pfarrers zu suchen. Das Gericht nahm die Klage nicht an und verwies Forster an das Consistorium. Hier ward er nicht vorgelassen, weil an dem Tage keine Sitzung war. Forster reichte seine Beschwerde schriftlich ein und kehrte heim. Es zweifelte Niemand im ganzen Dorfe daran, daß das Consistorium das Benehmen und Verlangen des Pfarrers Otto hart rügen werde, man freute sich darauf; um so mehr war man aber erstaunt, als der Schulze nach wenigen Tagen ein Schreiben des Consistoriums zur Mittheilung an den Schmied Forster erhielt, in dem das Verlangen und Benehmen des Herrn Pfarrers Otto als vollständig berechtigt, gesetzlich, im Sinne der christlichen Kirche und sehr lobenswerth bezeichnet und dem Schmied Forster mitgetheilt wurde, daß es sehr zu bedauern sei, daß die christliche Lehre ihm so wenig am Herzen liege. Ja es wurde ihm in dem Schreiben sogar empfohlen, das Glaubensbekenntniß, welches ihm schon in der Schule gelehrt sei, wiederum bei dem Herrn Pfarrer oder dem Schulmeister zu lernen.

Forster beschloß in der ersten Aufregung seines Zornes, sich sofort auf den Weg zum Landesfürsten zu machen, ruhigere Männer hielten ihn indeß zurück, indem sie ihm das Erfolglose seines Unternehmens vorstellten.

Der Triumph, den Otto über den Schmied errungen zu haben glaubte, genügte seiner Rachsucht noch nicht. Am folgenden Sonntag hielt er eine Strafpredigt, in der er den Glaubenszustand der Gemeinde B. schilderte und alles Unheil den rationalistischen,

freien Ansichten derselben zuschrieb. Ein schlimmeres Bild, als Pfarrer Otto darstellte, ließ sich kaum denken, und eine Gesellschaft cannibalischer Heiden erschien wie fromme Mönche dagegen, und doch war die Gemeinde B. als ruhig, friedliebend, vernünftig und fleißig rings in der Umgegend bekannt. Als die Predigt vollendet war, las er ein Schreiben des Consistoriums von der Kanzel herab vor, in welchem er mit den verbindlichsten Worten für seinen Eifer in der Kirche des Herrn belobt, in welchem sein Benehmen als sehr gerecht und nachahmungswürdig bezeichnet war und er aufgefordert wurde, nicht zu ermüden in seinem Streben, und kein Mittel unversucht zu lassen, um die Gemeinde wieder auf den rechten Weg des Glaubens zu lenken. Der Schmied Forster war seiner besonderen Aufsicht und Thätigkeit empfohlen.

„Ja!“ rief Otto mit laut erhobener Stimme, „so will ich nie nachlassen, hier von der Kanzel herab für Dich zu wirken, mein Heiland, und der Blick auf Dein unschuldig vergossenes Blut und die Schmerzensmale Deiner Wunden soll mich stärken und in meinem Vorhaben bekräftigen. Du bist für Deinen Glauben freudig in den Tod, in den Tod am Kreuze auf Golgatha gegangen, Du hast den bitteren Kelch mit Freuden getrunken — auch ich will mit Freuden an das Werk gehen, zu kämpfen und zu predigen gegen den Unglauben und den Antichrist in dieser Gemeinde. Ich will den Stolz brechen, den der Freigeist diesen Köpfen eingeprägt, es sollen die Nacken sich in Demuth und Glauben vor Dir beugen — ja ich will Niemand an

Deinen Tisch treten lassen, um Dein wahrhaftiges Blut und Fleisch in sich aufzunehmen, der nicht zuvor in Reue zu Dir getreten ist und in Demuth seine Sünden vor mir bekannt hat. — Stärke mich, Herr, in diesem Werke! — Doch Du bist ja mit allen Frommen und Gläubigen, sie leben in innigster Gemeinschaft mit Dir und nehmen schon hier auf Erden an der verklärten Seligkeit Theil, die in Deinem himmlischen Reiche herrscht!"

Er kniete nieder und betete mit lauter Stimme.

Wie ein Blitz verbreitete sich die Nachricht dieser Predigt und des Schreibens vom Consistorium durch das ganze Dorf und steigerte den Unwillen gegen den Pfarrer auf's Höchste. Ja, wären nicht ruhige und besonnene Männer dagewesen, so wäre die Mehrzahl nach der Pfarre gegangen und hätte den Pfarrer aus dem Dorfe gejagt. Hiergegen kämpfte aber vor Allem der Schmied Forster selbst.

„Thut nichts Unüberlegtes!" rief er, „es führt zu nichts. Jagt Ihr heute den Pfarrer fort, so kommt er morgen wieder, oder ein noch schlimmerer wird an seine Stelle gesetzt. Mich hat er am meisten beleidigt, aber ich werde mich nie so sehr erniedrigen, an einen so ehrlosen Mann meine Hand zu legen. Er trotzt auf Gottes Beistand — ich sage Euch, Freunde, noch ist die Gerechtigkeit Gottes nicht von der Erde verschwunden und früh oder spät wird sie hervortreten und einen Jeden richten. Die Kirche in W. ist nicht zu fern, als daß wir nicht dort sonntäglich zum Gottesdienst gehen könn-

Bayerische Staatsbibliothek München

ten, nur hier laßt uns nicht eher wieder das Gotteshaus betreten, als bis Otto entfernt ist."

Seine Worte fanden allgemeine Zustimmung. Nur wenige alte Leute gingen in B. noch in die Kirche, weil der Weg nach W. ihnen zu weit war. Das Kind des Schulzen blieb wochenlang ungetauft, endlich ließ er es in einem anderen Dorfe taufen. Pfarrer Otto verklagte ihn deshalb und der Schulze wurde bestraft.

Als nach einigen Wochen einige alte Leute zum Abendmahl gehen wollten, verlangte der Pfarrer wirklich, wie er vorher verkündet hatte, daß sie ihm zuvor beichten und ihre Sünden bekennen sollten — sie traten zurück, weigerten sich, und der Gottestisch stand von nun an unbesucht da. Nur der Pfarrer Otto reichte sich fast alle Sonntage selbst das Abendmahl dar — ihm war es ja nur ein Mittel, um den Schein seiner Frömmigkeit zu bewahren und zu erhöhen, wirkliches Bedürfniß führte ihn nie zum Gottestische und hatte ihn auch noch nie dazu geführt, sein Herz war von ganz anderem Verlangen erfüllt.

Der pseudonyme Schriftsteller.

Sonniger Frühlingstag. — Ein langer Winter lag zwischen ihm und der Zeit, wo wir Albert Richter zum letzten Male gesehen, und der Winter hatte Erde und Herzen ausgefroren und nun war Alles wieder frisch

und die Sonne rief Blätter und Blumen hervor, auf der Erde wie in den Herzen.

Albert's Vater und seine Schwester Anna waren in dem Garten neben dem Hause beschäftigt, um den Samen für Blumen und Früchte in die Erde zu legen. Still vollbrachten beide dies Geschäft. Da rief plötzlich hinter der Gartenhecke eine Stimme Anna's Namen. Vater und Tochter schauten sich forschend um. Ein lachender Kopf blickte über die Hecke, und gleich darauf schwang sich Schröter leicht und kühn über dieselbe. Mit wenigen Sprüngen stand er neben Anna und ihrem Vater und begrüßte sie.

„Wo ist Albert?“ fragte er.

„Er arbeitet,“ erwiderte Anna, und erwartungsvoll fragend hingen ihre Augen an Schröter's Lippen.

Statt der Antwort hielt er ihr einen Brief vor die Augen und eilte in das Haus, während Anna und der Alte ihm folgten.

Ruhig und nichts von dem Allen ahnend, saß Albert an dem Schreibtische und arbeitete. Ohne daß er es bemerkte, war Schröter hinter seinen Stuhl getreten, warf ihm einen Brief auf den Tisch und schlug ihn lachend auf die Schulter. Ueberrascht und erfreut sprang Albert auf.

„Da! lies den Brief, alter Junge, und dann begrüße mich, ich habe Zeit,“ sagte Schröter; und Albert nahm den Brief in die Hand und las die Aufschrift: „Herrn Alfred v. Waldschloß auf Waldschloß“ — „der Brief ist nicht an mich.“

„Närrischer Kerl!“ rief Schröter, über Albert's Staunen lachend; „sind Dir denn alle Nachgedanken ausgegangen! der Brief ist an Dich, nun lies ihn.“

Albert erbrach den Brief und las:

„Geehrtester Herr,

„Durch die freundliche Vermittelung Ihres liebenswürdigen und gelehrten Freundes, des Herrn Schröter, ist mir das Manuscript Ihres vortrefflichen Werkes: „„Der Mönch von Walkenried““, zum Verlage angetragen, und ich schätze mich glücklich, daß dasselbe an mich gelangt ist. Mit dem höchsten Interesse, mit stets wachsender Spannung habe ich Ihr Manuscript durchlesen und hatte mich bereits nach Durchlesung der ersten Bogen für die Annahme bestimmt. Ich gestehe offen, daß ich Ihr Werk zu den besten historischen Romanen zähle, die ich kenne, und glaube Ihnen mit Bestimmtheit voraussagen zu können, daß Ihr Roman großes Aufsehen erregen wird.

„Mit Ihren, mir durch Herrn Schröter mitgetheilten, Honorarbedingungen: 1200 Thaler für die erste Auflage und 600 für jede folgende, erkläre ich mich vollkommen einverstanden und ersuche Sie ergebenst, mir den Weg bezeichnen zu wollen, auf welchem ich den Betrag Ihnen übermitteln kann. Zugleich erlaube ich mir aber die ergebenste Bitte auszusprechen, wenn Sie Ihr neues Werk, von dem mir Herr Schröter erzählt hat, vollendet haben, meiner freundlichst gedenken zu wollen.

„Ich ergreife diese Gelegenheit, um Ihnen die Ver-

sicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung auszusprechen, mit der ich verbleibe

„Ihr ergebenster

„Max Conrad.“

Ueberrascht, entzückt flog Albert seinem Freunde um den Hals.

„Komm an das Herz Deines gelehrten Freundes!“ rief Schröter mit Lachen, indem er die Arme auseinander breitete. „Bist Du zufrieden mit mir?“

„Meine kühnsten Wünsche reichten ja nicht halb so weit,“ erwiderte Albert, „wie ist es Dir möglich geworden, mein Werk so glücklich unterzubringen, und woher kommt der Name Alfred v. Waldschloß auf Waldschloß?“

„Glaubst Du denn,“ gab Schröter zur Antwort, „daß Du mit Deinem schrecklich prosaischen Namen Albert Richter das Manuscript bei irgend einem Buchhändler untergebracht hättest. Ich bin bei ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn Buchhändlern persönlich gewesen und an dreimal so viel habe ich geschrieben, aber stets war die erste Frage: „„Wer ist Albert Richter? Wir kennen keinen Albert Richter, wie kann es nur einen Mann geben, der Albert Richter heißt?“ Da verlor ich die Geduld, ich kratzte Albert Richter aus und schrieb mit großen Buchstaben und rother Tinte hin, Alfred v. Waldschloß auf Waldschloß. Ha, wie das klang! Ich zog mir ein recht stolzes, vornehmes Wesen an, nahm mir vor, statt 600 Thaler 1200 zu verlangen und meine Finte gelang.“

„Der Buchhändler Max Conrad war der Erste, an den ich mich wandte. Zwar fragte er auch, wer der Herr Alfred v. Waldschloß auf Waldschloß sei, ich erwiderte ihm aber, erstaunt darüber, daß er den Namen nicht einmal kenne: das ist Alfred v. Waldschloß auf Waldschloß! und damit gab sich Herr Conrad einstweilen zufrieden. Ich brachte noch so Einiges zu Deiner Verherrlichung und zum Lobe Deines Romanes vor, und Max Conrad versprach das Manuscript zu lesen. Da beginnt nun Dein Verdienst; denn als ich wieder zu ihm kam, war er begeistert durch den Roman, ich benutzte diese Begeisterung, ihm die Honorarforderung zu stellen und er ging darauf ein. „„Alfred v. Waldschloß auf Waldschloß,““ sagte ich zu ihm, „„ist kein professionirter Schriftsteller und Romanschreiber, er schreibt zum Vergnügen und für seinen Namen, seinen Ruf, seine Ehre, und diese gestatten ihm nicht, ein geringeres Honorar anzunehmen. Sie werden das ganz natürlich finden, Herr Conrad?““ sagte ich, und Herr Conrad fand es, wie es schien, auch natürlich.“

Albert's Vater und Anna traten zur Stubenthür herein. Voller Freude eilte Albert auf seinen Vater zu.

„Fräulein Anna v. Waldschloß auf Waldschloß, haben Sie die Gefälligkeit, dero Herrn Vater diesen Brief mit lauter, deutlicher und allgemein vernehmlicher Stimme vorzulesen!“ rief Schröter und reichte Anna den Brief, die ihn mit Staunen vorlas.

Mit wirklicher Rührung dankte der Alte Schröter. „Sie haben mehr als Gotteslohn um mich und meinen Sohn verdient!“ rief er laut.

„Nur still, Alter, nur still, es soll Euch nicht geschenkt sein!“

Auch Anna trat zu Schröter, reichte ihm die Hand und sagte schelmisch lächelnd, „habe ich doch bis jetzt noch nicht gewußt, daß Sie ein gelehrter Mann sind!“

„So!“ rief Schröter, „also Sie trauen mir nicht einmal so viel zu, daß mich ein Buchhändler für einen gelehrten Mann hält? und Sie sollten vor Allen mir dankbar sein, daß ich Sie zu einem Schloßfräulein erhoben habe, denn nun können Sie Ansprüche machen auf einen Grafen und Baron.“

Anna erröthete und schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

Der pseudonyme Name Albert's gab noch zu manchem Scherze an diesem Tage Anlaß. Schröter war so ausgelassen lustig, als er nur immer sein konnte, und steckte die Anderen bald an.

„Siehst Du, närrischer Kerl,“ sprach Schröter zu Albert, „daß ein ordentlicher Candidat der Theologie leben kann ohne eine Pfarre? Wie lange hast Du an dem Roman geschrieben?“

„Vier Monate. Aber Du weißt, die Vorarbeiten hatte ich bereits früher, schon zum Theil auf der Universität gemacht — damals freilich nicht zu einem Romane, sondern in historischem Interesse.“

„Rom wurde auch nicht in einem Tage, und noch nicht einmal in vier Monaten erbaut,“ erwiderte Schröter. „Wenn Du aber in so kurzer Zeit 1200 Thaler außer Deiner Unsterblichkeit verdienen kannst, so meine ich, wäre das eben genug, um mit Frau und einem

anständigen Haufen Kinder besser zu leben, als wenn Du Superintendent geworden wärest! — Brauchst nicht zu erröthen, wie ein überzarter Jüngling. Aber es ist, als ob das ein Vorrecht aller Verlobten wäre, daß sie erröthen und sich verletzt fühlen, wenn man von ihren zukünftigen Kindern spricht, gleichsam als ob die Ehe weiter nichts wäre, als ein Stückchen überirdischer Blüthenduft; kommt man aber zehn Jahre später, so begegnet Einem ein ganzes Orgelspiel rothbackiger Sprößlinge, und die Hausfrau fühlt sich ordentlich beleidigt, wenn man glaubt, sie habe nur acht Kinder, da doch vollzählig neun am Leben sind, welche sie alle geboren, selbst gestillt und erzogen hat. Dann kommt sich eine solche Mutter ordentlich wie eine Heldin vor, als die Stütze des künftigen Menschengeschlechts."

„Du bleibst immer der tolle Alte," gab Albert zur Antwort, indem er Schröter's Hand ergriff und herzhaft drückte. „Mit meinem Erstlingswerke ist es mir nur zu gut geglückt, wird es aber immer so glücklich kommen? Wäre es nicht unverantwortlich leichtsinnig, wenn ich auf so ungewisse Aussichten meine ganze Zukunft gründen und stützen wollte?"

„Ungewisse Aussichten!" entgegnete Schröter. „Allerdings hast Du bei einer Pfarrstelle von jährlich 300 bis 400 Thalern gewissere Aussichten — nämlich zu hungern sammt Weib und Kind. Freilich mußt Du als Schriftsteller noch ein ganz anderer Mann werden. Dir fehlt das Selbstvertrauen. Die Zeiten, wo ein Schiller, Bürger bei allem Geistesreichthum oft hungern mußten, sind nicht mehr. Jetzt wird keine Messiade

mehr um 10 Thaler verkauft. Die Schriftstellerei ist jetzt Speculations= ist Handelssache, um nicht zu sagen: Fabrikarbeit. Schreib Du nur viel — Verleger werde ich Dir schon schaffen; man muß nur jedem Fischlein, das man fangen will, einen Köder hinhalten, aber nicht die dumme deutsche Redlichkeit; damit fängst Du keinen Fisch, nicht einmal einen Buchhändler."

„Wenn ich auch wenig Aussichten habe, eine Pfarrstelle zu bekommen, so wäre es aber doch thöricht, jeden Anspruch darauf aufzugeben."

„Das sollst Du auch nicht," antwortete Schröter, „Du sollst Deine Hoffnung darauf, nimmermehr aber Deine Ansprüche, Dein Recht aufgeben, gerade dies sollst Du eifrig verfechten und hierbei werde ich Dir stets mit allen Kräften beistehen. Du weißt, ich selbst mache nie Ansprüche auf eine Pfarrstelle, ich kann deshalb den Herren Consistorialräthen und Superintendenten schon dreister und offener entgegentreten. — Apropos, wirst Du denn das große ökumenische Concil, ich meine die große Versammlung der Missionsfreunde in W. besuchen?"

„Ja, ich hatte die Absicht."

„Vortrefflich!" rief Schröter, „vortrefflich! Weißt Du etwas Näheres darüber?"

„Nein, denn ich bin in der letzten Zeit wenig aus dem Hause gekommen."

„So höre denn. Wie mir Pastor Binder anvertraut hat, soll diese Versammlung der Missionsfreunde nur den Namen hergeben für eine allgemeine Versammlung aller Orthodoxen. Da soll denn gleichsam ein

neues Symbolum ausgeheckt und als offener Fehdebrief gegen alle Rationalisten und Freigeister in die Welt gesandt werden. In diesem sauberen Aktenstücke sollen alle Rationalisten und vernünftigen Männer, also auch wir, quasi excommunicirt und mit Leib und Seele dem Teufel anheimgegeben werden. Das kleine Häuflein der Rationalisten hat aber Wind von der Sache erhalten und ist entschlossen, kühn und frei auf der Versammlung dagegen aufzutreten. Pastor Binder steht an der Spitze. „Jetzt gilt es," sagte er zu mir und Binder hat Recht, „den orthodoxen Herren die Spitzen ihres Hochmuths und ihrer Einseitigkeit abzubrechen, oder sie stoßen uns mit ihren Hörnern ganz über den Haufen." — „Ich freue mich darauf," fügte Schröter hinzu, „das wird ein prächtiges Stiergefecht werden!"

Albert schwieg.

„Du wirst Dich doch nicht fürchten?" fuhr Schröter fort; „Ritter Alfred v. Waldschloß auf Waldschloß darf keine Furcht kennen."

„Es wird dort Streitigkeiten geben und wider unsern Willen werden wir mit hineingezogen werden," erwiderte Albert.

„Wider unsern Willen? Nein, mit unserm Willen; das ist grade meine Absicht, Freund, und hier gebe ich Dir meine Hand, es soll Dein Schaden nicht werden, — Du weißt, daß ich Wort halte, wenn ich Etwas bestimmt verspreche. Ich sage Dir, Du wirst auf dem großen Concile Manches sehen und hören, wovon Du Dir jetzt noch nichts träumen läßt. Die beiden Päpste Ellis und Bürger werden persönlich erscheinen mit ihrem

Gefolge von Cardinälen und Bischöfen, d. h. den Superintendenten. Wir werden freilich nur die Rolle eines einfachen Mönchleins spielen können, aber ich denke eines Mönchleins von Walkenried."

Albert reichte entschlossen Schröter die Hand. „Ich gehe mit Dir, Du kannst auf mich zählen."

Ein Zwischenspiel.

Viele Menschen halten die Liebe für weiter nichts als die Vanille in dem Thee des ehelichen Lebens, Andre wieder halten sie für den goldbemalten Rahmen um das Spiegelbild der Jünglingszeit und wieder Andere glauben, die Liebe sei nur eine ererbte Mode, die von dem griechischen Olymp auch zu uns gekommen sei, und schließen mit Recht, da sie keine Götter seien, sondern mehr oder weniger gute hausbackene Menschenkinder, so sei auch die Liebe nur der Käse auf dem Lebensbrot. Albert hielt die Liebe für das Sonnenlicht des Herzens, welches erwärmt und befruchtet, Blumen und Blüthen hervorruft und noch in den alten Tagen durch die Erinnerung den Ofen des Geistes ersetzt.

Diese Ansicht theilte auch Albert's Braut, denn zwei vernünftig Liebende gehen in ihren Ansichten über die Liebe stets wie zwei Pferde vor einem Wagen denselben Weg, und wenn sie verheirathet sind, so ziehen sie

gleichfalls wie zwei Pferde den Wagen der ehelichen Sorgen hinter sich her. Die Frau ist das Sattelpferd, der Mann ist das Handpferd, beide müssen gleichviel ziehen, aber die Frau trägt noch ihr eigenes Päckchen besonderer Sorgen. Gleicher Schritt ist auch im ehelichen Leben gut. Läuft der Eine Trab und geht der Andre Schritt, so liegt bald das ganze Ehefuhrwerk im Graben.

Wie gesagt, Bertha theilte ganz Albert's Ansichten über die Liebe und die Ehe. Sie sehnte sich ebensosehr nach dem Augenblicke, wo vor dem Altare ihre Hände für immer ineinander gelegt würden, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihre Sehnsucht nie offen gestand, denn das schickt sich nach den heutigen Begriffen der Schicklichkeit nicht für ein junges Mädchen.

Bertha hatte sich sehr gehärmt, als sie die Trauernachricht erhielt, daß Albert die schon als sicher gehoffte Stelle in B. nicht bekommen habe. Freudenthränen glänzten aber in ihren Augen, als sie den Brief las, in welchem Albert ihr mittheilte, wie glücklich Schröter seinen Roman verwerthet habe, und als er die Hoffnung aussprach, daß sie nun die Mittel in Händen hätten, ihren liebsten Wunsch zu erfüllen. Wohl zehnmal schon hatte sie den Brief heimlich gelesen. Eine selige Freude strahlte aus ihren Augen und begleitete sie bei Allem, was sie that. Sie nähte emsig an einer Stickerei, welche für Albert's nahes Geburtsfest bestimmt war und beugte sich häufig nieder und drückte ihren Mund auf die Stickerei, um die Küsse mit hineinzusticken und dem Geliebten zu übersenden. Sie dachte, wie viele andere

Bräute, nicht daran, daß die süßen heiligen Küsse, welche sie ihrem Angebinde angehaucht haben, meist schon an den ungeweihten Händen des Boten, der die Gabe überbringt, hängen bleiben, und daß der Geliebte nichts, selbst nicht einmal eine Ahnung davon erhält.

So zart und gleichsam ätherisch kann aber auch nur ein weibliches Herz sein und für seine Gedanken, Worte und Küsse einen stummen Vermittler wählen; die Männer sind in dieser Beziehung viel zu materiell, ihnen genügt nur das Unmittelbare, für sie giebt es keinen Kuß in Gedanken, sondern nur einen Kuß auf den geliebten Mund, — höchstens einen Kuß der Erinnerung, aber die Erinnerung zeigt nur die bunten Farben einer Blume, während ihr angenehmer Duft längst verweht ist.

Bertha war in dieser Beziehung wie in ihrer Liebe und Hingebung an den Willen Albert's ganz Weib, ja man hätte sagen können, sie war zuviel Weib, indem durch diese Hingebung manche originelle liebliche Blüthe ihres Herzens gar nicht zur Entfaltung kam.

Die Aussteuer, welche nach den getäuschten Hoffnungen auf die Pfarrstelle in B. zum Theil ungenäht geblieben war, wurde nun mit um so größerem Eifer vollendet, und welche Braut durchlebt wohl nicht bei jedem Stück, welches sie zu ihrer Ausstattung arbeitet, in Gedanken eine ganze kleine Welt ihres zukünftigen ehelichen Lebensdrama's vom ersten bis zum letzten Acte. Dieses sich Gehenlassen in Gedanken der Zukunft ist die süße Frucht des bräutlichen Paradieses, dessen Nachgeschmack der Evaapfel des ehelichen Lebens bildet, und mit der

Erkenntniß schwindet das Paradies der Träume — doch das ist ja des Lebens Zweck und Schicksal, daß aus den bräutlichen Engeln eheliche Menschen werden. —

Das alte Försterhaus Waldschloß, das auf den Trümmern und aus den Ueberresten eines früher an der Stelle gestandenen Schlosses erbaut war und mit den Grundsteinen auch den Namen des Schlosses ererbt hatte, sollte das eheliche Schloß für Albert und Bertha werden, denn als Schriftsteller fühlte sich Albert wohl in der Waldstille und Einsamkeit. Er glaubte sein Leben und sein Glück besser und doppelt zu genießen, wenn er mit seiner Bertha, seinem Vater und seiner Schwester im stillen Walde lebte, denn da brauchte er der Welt nicht jenen unabweisbaren Tribut von seinem Glücke und seinen Gedanken zu geben. Er war noch jung und voll ursprünglicher Jugend und Gedankenfülle, er bedurfte noch keines Zuwachses, keiner Anregung durch fremde Menschen; er wollte seine Gedanken als Schriftsteller geben und nicht fremde, empfangene, und dadurch unterschied er sich eben von den meisten Schriftstellern. Deshalb sprach auch sein Erstlingswerk, sein Roman so sehr an, weil er ursprüngliche Frische und Waldeskühle gab und nicht den Chaussee- und Wegstaub einer mühsamen, matten Lebenswandrung an den Füßen trug.

Wenn er nach der Arbeit öfter allein im Walde spazieren ging und der Wind durch die Wipfel der alten gewaltigen Eichen rauschte, dann überkam ihn ein heiliges erhabenes Gefühl, er richtete dann wohl den Blick an den Baumriesen empor und es war ihm, als ob die Stimme der Natur unmittelbar zu ihm redete. Dann

wurde es ihm so weit, so weit um's Herz und Alles blickte ihn an wie in ernster, heiliger Sonntagsfeier seiner Kinderzeit.

Häufig kam Schröter zu ihm und sie gingen dann zusammen in den Wald. So verschieden Schröter's Charakter von dem Albert's war, so verschieden er das ganze Leben auffaßte, so stimmten die beiden Freunde doch in vielen Ansichten überein, nur daß Schröter den seinigen stets eine humoristische Färbung gab.

„Ich bewege mich viel unter den Menschen und in dem bewegten Leben," sagte er, „nicht etwa, weil es mich befriedigt, sondern weil ich eine gewisse Leere in meinem Herzen dann weniger empfinde. Die ganze Erde gleicht einem großen Wirthshause, in dem die Menschen essen und zechen und rumoren, aber an's bezahlen denkt Niemand. Sie leben so fort, bis endlich der Tod sie zur Thür hinaus wirft. Ich gehe auch in dies Wirthshaus, obschon das ganze Getreibe mir zuwider ist, weil ich mich nicht ewig auf der Lebenslandstraße umhertreiben mag und weil," setzte er mit Ernst hinzu, „mir so eine trauliche Hütte, ein Menschenherz fehlt wie Dir, Albert. Ich glaube, wenn ich eine Braut oder Frau hätte, ich würde mich auch vom Leben, von den Menschen zurückziehen und mir meinen eignen kleinen Himmel bauen und doch vermag ich den Schritt nie zu thun, ich kann mich nicht binden, und das Gefühl, für immer gebunden zu sein, würde mir den heitersten Himmel schwül machen und mit Wolken überziehen. Ich fühle mich nur dann wohl, wenn ich stets den Weg vor mir offen sehe, und ist mir auch

dieser vertreten, so muß ich wenigstens wie ein Fuchs noch eine geheime Hinterthür haben, und ich weiß sehr wohl, eine Ehe, wie ich sie mir denke, gestattet keine Hinterthür, auch glaube ich, ich bin zu ehrlich, daß ich einer Frau gegenüber mir eine solche offen halten würde, aber grade deshalb kann ich auch nicht heirathen."

Trotz allen Humors trat bei Schröter in solchen Augenblicken ein Anflug von Schwermuth hervor und er litt nicht, daß Albert ihn aus dieser Stimmung zu reißen versuchte.

„Laß mir meine Gedanken und meine Stimmung," rief er, „sie sind ja das Einzige, was ich ganz mein eigen nennen kann, und sie sind mir zu lieb, um sie mir nehmen zu lassen. Das Leben wäre ja eine wirkliche Tyrannei, wenn man ihm sogar seine Gedanken zum Opfer bringen sollte, es ist schlimm genug, daß es uns fast alle Ideale raubt und uns die Trümmer derselben gleichsam hohnlachend vor die Füße wirft. Wie oft versuchen wir, aus diesen Trümmern das einst so hohe und schöne Bild wieder zusammenzusetzen, aber die Steine bröckeln unter unseren Händen auseinander und nichts als Staub, sterblicher Staub und Asche bleiben zurück. Es giebt keine schlimmere Folterbank als die theuersten Ideale vor seinen Augen zertrümmern zu sehen, denn die Trümmer begraben zugleich den Muth und die Hoffnung zu leben unter sich." —

Das ökumenische Concil.

Auf dem Studier- und Empfangszimmer des Consistorialraths Bürger waren die Frommen des Landes versammelt. Pfarrer Otto war unter ihnen und führte als Schwiegersohn des Consistorialraths mit diesem abwechselnd das Wort. Den Gegenstand des allgemeinen Interesses und des Gesprächs bildete die in einer Stunde zu eröffnende Versammlung der Missionsfreunde. Bürger und Otto bemühten sich, denjenigen der anwesenden Pfarrer, welche über den eigentlichen Zweck der Versammlung noch nicht genügend unterrichtet waren, denselben auseinander zu setzen.

„Wir müssen uns enger zusammen schaaren, meine Herren Collegen,“ sagte Bürger mit gewinnendem milden Tone, „ich weiß, daß unsre Partei eine sehr starke im Lande ist, aber sie ist noch nicht stark genug. Sie hat ihre Gegner nicht zu fürchten, aber es ist schlimm genug, daß sie noch Gegner hat; es ist unsre Pflicht, daß wir gegen den Rationalismus, der sich als Antichrist in den Tempel des Herrn einzudrängen bemüht, mit dem ganzen Geiste des Glaubens kämpfen. Wir wollen die Lehre unsres Heilandes gleichsam in einem neuen Symbolum zusammenstellen und dies als Siegesfahne im Kampfe gegen die Irrgläubigen vorantragen. Wir wollen die Irrgläubigen, so weit es nur möglich ist, von den Wohlthaten der christlichen Kirche ausschließen, sie haben kein Recht dazu, weil sie den Namen des Heilandes mit Unrecht tragen.“

Die Pfarrer stimmten den Worten ihres Consistorialraths bei.

„Es ist mir gelungen,“ nahm Otto das Wort, „zu erforschen, daß mehre unsrer Gegner die heutige Versammlung besuchen werden; wer an der Spitze derselben steht, habe ich nicht erfahren können, doch glaube ich nicht, daß sie es wagen werden, irgend ein Wort uns zu erwidern, ja ich freue mich sogar darüber, daß sie anwesend sind und mit eigenen Ohren vernehmen, wie über sie der Stab gebrochen wird.“

Weil Consistorialrath Bürger auf die Worte seines Schwiegersohnes nichts antwortete, so hielten es die anwesenden Herren Pfarrer für zweckmäßig, auch nichts zu entgegnen. Die zum Beginn der Versammlung festgesetzte Stunde nahte, und die Anwesenden begaben sich zu derselben. —

Pastor Binder, Candidat Schröter und Albert Richter, so wie noch einige wenige ihnen befreundete und ihre Glaubensrichtung theilende Pfarrer, meist Männer mit schon ergrauten Köpfen, hatten sich frühzeitig in der Kirche, dem Orte der Versammlung, eingefunden, und ihren Platz so gewählt, daß sie dem Altar gegenüber und nebeneinander saßen.

„Ich glaube wir werden heute einen schweren Standpunkt haben, meine Freunde,“ sagte Pastor Binder, indem sein Blick über die geringe Zahl der ihm befreundeten Männer glitt, „aber ich denke, es braucht sich keiner von uns zu fürchten. Wir sind nicht unseretwegen hieher gekommen, wir bilden keine Partei und wollen keine bilden, denn Das, was uns vereint, ist unser

gemeinschaftliches Streben für Wahrheit und Recht, und beides muß in der Brust eines jeden rechtschaffenen Mannes wohnen. Wahrheit und Recht," wiederholte er mit Nachdruck, „sollen das Einzige sein, was uns leitet, und ich glaube mich in keinem von Ihnen zu täuschen, wenn ich voraussetze, daß jeder diesem Ziele Alles opfern wird!"

„Wir werden es," sagte Schröter unwillkürlich.

„Ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann, junger Freund. Wünschen Sie auch zu reden, so mache ich Sie darauf aufmerksam, Ihren Namen frühzeitig bei dem Protokollführer zu melden."

Schröter, wie mehre der Pfarrer befolgten den Rath Binder's. — Die Versammlung begann mit dem Gesange eines Chorals, dem die Predigt oder Hauptrede des Consistorialraths Bürger folgte.

Bürger sprach sich in seiner Rede über den eigentlichen Zweck der Versammlung aus. Wir kennen ihn. Er schilderte den Rationalismus oder vielmehr die Vertreter desselben mit den schwärzesten Farben. „Sie sind keine Christen, sie gehören nicht zur christlichen Kirche," rief er laut und definirte den Begriff Kirche mit näheren Worten.

Pastor Binder hatte nach Bürger das Wort. Mit ruhigem Ernste sprach er seine Ansicht über den Begriff und die Bedeutung der Kirche aus und begründete sie aus der Lehre Christi selbst. Natürlich ward Bürger's Definition durch Binder's Worte gradezu widerlegt, und allgemeiner Unwille war auf den Gesichtern aller Frommen zu lesen. Binder sprach möglichst milde, aber

mit einer Bestimmtheit und Klarheit, er begründete jedes seiner Worte so vielseitig, daß die ganze Partei der Frommen die Bedeutung dieses Gegners sehr wohl erkannte.

„Ich werde ihm entgegentreten," sprach Otto zu seinem Schwiegervater, als Binder zu reden aufgehört hatte, und Otto trotzte auf seine Stellung als Schwiegersohn des Consistorialraths. Er wußte, daß Binder mit Schröter und Albert befreundet war, und den ganzen Haß, den er gegen jene empfand, hatte er auch auf Binder übertragen. Er wollte ihn demüthigen, er wollte mit seiner Stellung prahlen und er wählte in seiner Rede die schroffsten, härtesten Worte. Auch er ließ sich auf die Bestimmung des Begriffes Kirche ein und zog die Grenze mit aller Engherzigkeit und Einseitigkeit, welche ein eines jeden vernünftigen Grundes entbehrender Fanatismus eingiebt. „Es giebt nur eine Kirche," rief er laut, „und die Zahl Derjenigen, welche zu ihr gehören, ist gering. Diese eine Kirche, in der allein Seligkeit ist, ist nicht allein auf die Lehre Christi, auf die Worte Luther's gebaut, sondern die ganze Bibel mit ihren Wundern und Offenbarungen Gottes, das Blut und die Wunden unsres Heilandes, des Herrn Jesu Christi, der am Kreuze auf dem Berge Golgatha für unsre Sünden den unschuldigen Tod gestorben — sie bilden die Kirche, und wer nur ein Titelchen von all Jenem abweicht, wer nur ein Titelchen von Jenem nicht glaubt, der gehört nicht zur Kirche, und die Zahl dieser ist groß. Sie gehören nicht zur christlichen Kirche, sie haben keinen Anspruch auf den Himmel und die

Seligkeit des Heilandes, sie sind keine Christen, sondern: Ketzer, Sectirer, Rotten und Schuppen des Teufels, sie sind verdammt und verflucht für ewige Zeiten!"

Otto hielt nach diesen Worten inne, blickte wie ein Sieger umher und beachtete den Eindruck, den seine Rede hervorgerufen hatte. Sein Blick traf das Auge Schröter's, das blitzend auf ihn gerichtet war. Otto suchte vergeblich diesen Blick auszuhalten, aber er vermochte es nicht und mußte sein Auge abwenden. Offenen Beifall fand er von seiner Partei, ja sie gab selbst im Gotteshause denselben durch laute Ausrufungen zu erkennen, und der Fanatismus derselben machte sich unverhohlen Luft. „Fort mit den Irrgläubigen aus unsrer Mitte! Fort mit den Teufelsschuppen und Teufelsbraten!" tönte es von verschiedenen Seiten, und es fehlte nicht viel, so würde selbst die Heiligkeit des Gotteshauses die Frommen nicht mehr zurückgehalten haben, an Binder und seine wenigen Freunde Hand zu legen und sie zur Thür hinaus zu werfen. Aber die Ruhe und der Ernst des kleinen Pastor Binder hielt sie von jedem thätlichen Schritte zurück. Binder hatte sich erhoben, fest und ruhig stand er da und blickte seinen Gegnern ohne zu zucken in die Augen. Er fürchtete sie nicht, und in seinem Blicke lag die größte Verachtung. Kein Wort kam über seine Lippen. Er würde die Kirche verlassen haben, weil das ganze Treiben in derselben ihm zuwider war, aber er fühlte, daß seine Gegner ihm diesen Schritt als Feigheit, als Muthlosigkeit für sich und seine Sache auslegen würden. Er blieb.

Durch die Verwirrung und den Aufruhr der Ver-

sammelten hindurch bahnte sich der Consistorialrath Ellis einen Weg, um zu dem Altare zu gelangen und von dort aus zu reden.

„Still, still," tönte es hinter Binder und den Seinen, „jetzt kommt der Abt, der Consistorialrath Ellis, der wird es ihnen sagen," und Schweigen herrschte ringsum.

In den Mienen des Consistorialraths Ellis war die größte Aufregung zu erkennen. Seine in der letzten Zeit so hinfällige und gebeugte Gestalt stand wieder kräftig und stolz vor dem Altare. Er fühlte wieder die alte Kraft in sich, mit der er so oft seine Gegner niedergeschmettert hatte. Zürnend, drohend, strafend hatte er seinen Arm erhoben und ausgestreckt, schon öffnete er den Mund, um ein Anathema über alle Diejenigen, welche nicht der orthodoxen Partei angehörten, auszurufen, da erhob sich Schröter und sein funkelnder Blick traf mit dem des Consistorialraths Ellis, der ihn bis dahin noch nicht bemerkt und von seiner Gegenwart keine Ahnung gehabt hatte, zusammen. Erschrocken zuckte Ellis zusammen, das Wort erstarb auf seiner Lippe und kraftlos sank der erhobene Arm zurück. Starr war sein Blick auf Schröter gerichtet, wie auf ein Gespenst, er wollte reden, aber die Stimme versagte ihm, denn er hatte Schröter's drohenden Blick nur zu wohl verstanden. Ellis ganze Kraft war in dem Augenblicke gebrochen, alle Farbe wich aus seinem Angesichte, und ohne ein Wort geredet zu haben trat er mit wankenden Schritten von dem Altare zurück.

Mehre Pfarrer sprangen ihm besorgt zu Hülfe, aber

er lehnte ihren Beistand ab und verließ die Versammlung. Staunen und Unwille herrschte ringsum. Auf Ellis hatten die Orthodoxen ihre größten Hoffnungen gebaut, sie kannten ihn und seine Strenge und nun waren sie so schnell enttäuscht und ihrer sichersten Stütze beraubt. Das plötzliche Unwohlwerden des Consistorialraths vermochten sie sich um so weniger zu erklären, als derselbe voller Kraft und voll Eifer für seine Partei zum Altar geschritten war. Daß Schröter sich erhoben hatte und die Ursache des ganzen Vorfalls war, hatte fast Niemand bemerkt, da aller Augen auf Ellis gerichtet waren.

Nur Binder und Albert, welche unmittelbar neben Schröter saßen, war nicht entgangen, welchen Eindruck sein Aufstehen und sein Blick auf den Consistorialrath hervorgebracht hatten.

„Was ist das, Freund, was ist das?“ fragte Binder Schröter voller Erstaunen, „wie ging das zu, ich begreife es nicht?“

Aber ohne auf die Frage zu antworten, sagte Schröter: „Jetzt ist die Reihe an mir,“ und er trat hervor und vor den Altar, um zu reden.

Ein Murmeln des Unwillens lief fast durch die ganze Versammlung, als der Candidat dastand, und wurde immer lauter und lauter. Schröter bemerkte es sehr wohl, aber ohne im Geringsten die Fassung zu verlieren, stand er an den Altar gelehnt ruhig da, blickte prüfend und mit festem Auge auf die Versammelten, um abzuwarten bis das Murmeln sich gelegt habe.

Aber der Unwille seiner Gegner ward immer lau=

ter, zumal da Pfarrer Otto ihn noch mehr erregte. „Wie kann ein Candidat," rief er ziemlich laut und vernehmbar, „wagen, in dieser Versammlung reden zu wollen, ein Candidat, der ohne dies nicht in dem besten Rufe steht. Er ist ein Irrgläubiger, ein Rationalist, ein Freigeist!" Diese Worte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, und selbst Diejenigen, welche bis dahin ruhig gewesen waren, weil sie Schröter nicht kannten, gaben jetzt offen ihre Unzufriedenheit kund.

Schröter versuchte zu reden, aber seine Worte wurden mit lautem Zischen empfangen und übertönt. Pastor Binder erhob sich und blickte mit bitterstem Unmuth um sich. „Kommen Sie," rief er Schröter zu, da er in seiner Nähe stand, „kommen Sie, Sie verschwenden jedes Wort unnütz;" aber Schröter lehnte diese Aufforderung mit einem kopfschüttelnden Lächeln ab und schien in größter Ruhe und Fassung abwarten zu wollen, bis ringsum Ruhe herrsche und er fortzufahren im Stande sei.

Während der Zeit hatte Pfarrer Otto seinen Schwiegervater auf das Heftigste bedrängt, daß er vortreten und dem verhaßten Schröter kraft seines Amtes und seiner Stellung untersagen, in der Versammlung zu reden, und ihn anweisen möge, von dem Altar zurückzutreten. Otto selbst hatte nicht den Muth, Schröter offen entgegen zu treten.

Consistorialrath Bürger gab endlich Otto's Bitten nach und trat vor. „Es ist nicht Sitte," sagte er mit lauter Stimme, „daß Candidaten in dieser Versammlung meist würdiger Geistlicher und Diener der Kirche,

auftzutreten und zu reden sich anmaßen; ich fordere Sie auf, Herr Candidat Schröter, von dem Altar zurück zu treten und diese Versammlung zu verlassen.“

Ruhig hatte Schröter den Consistorialrath ausreden lassen. „Es ist nicht Sitte,“ fragte er mit bitterem Lächeln, „daß Candidaten hier reden, und doch weiß ich, daß Ihr Herr Schwiegersohn, als er noch Candidat war, wiederholt in diesen Versammlungen und an dieser Stelle geredet hat, und daß Sie nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, wenn Ihnen dieses überhaupt zukommt,“ setzte er mit Nachdruck hinzu.

Bürger erblaßte vor Zorn und schien in dem Augenblick nicht zu wissen, was er erwidern sollte. „Schweigen Sie und verlassen Sie diese Versammlung,“ rief er mit äußerster Heftigkeit, „kraft meines Amtes als Consistorialrath und Ihr Vorgesetzter befehle ich es Ihnen!“

Schröter blieb unerschütterlich ruhig und dasselbe halb ironische Lächeln wie früher schwebte um seinen Mund. „Ich weiß nicht,“ entgegnete er, „in wiefern sich Ihr Amt auf diese Versammlung erstreckt, und weiß noch viel weniger, in wiefern Sie mein Vorgesetzter sind, da ich bis jetzt noch nicht zu den Dienern der Kirche gehöre; ich weiß aber, daß hier ein Jeder, der an der Sache der Versammlung Theil nimmt, auftreten und reden kann, und nehme deshalb nur ein mir zustehendes Recht in Anspruch!“

Bürger vermochte in seiner Wuth nichts zu erwidern, aber bereitwillig übernahmen dies alle anwesenden Frommen durch lautes Zischen und den Ruf: „Fort, fort von dem Altare, fort aus der Kirche!“

Jetzt sah Schröter ein, daß es thöricht sein würde, länger zu widerstreben, da er nicht hoffen konnte, noch ein einziges Wort ungestört zu reden. Er trat deshalb von dem Altare zurück und mit ihm verließen Pastor Binder, Albert und ihre wenigen Freunde das Gotteshaus und die Versammlung.

Binder schien ganz bestürzt zu sein. „Sie haben sich heute jede Zukunft abgeschnitten," sprach er zu Schröter; „daß es so kommen würde, habe ich nicht geahnt, sonst wären wir gar nicht hingegangen um Ihretwillen.

„Aengstigen Sie sich nicht meinetwegen. Die Idee Pfarrer zu werden habe ich längst aufgegeben, und selbst wenn ich sie noch hätte, wollte ich trotz aller jener Herren binnen einem halben Jahre Pfarrer sein. Glauben Sie dies?"

„Ich glaube Ihnen Alles," erwiderte Binder, „nachdem ich bemerkt habe, wie Ellis, sobald er Sie erblickte, außer Stande war, nur ein einziges Wort zu reden; ich glaube Ihnen Alles, aber begreife nichts davon."

„Ich kann und darf Ihnen nichts weiter sagen, weil mein Wort und auch meine Vorsicht mich binden. Ich selbst bin bei Allem wenig betheiligt; was mir auf Ellis Einfluß verschafft, ist die Macht und die Furcht seines eigenen Gewissens und eigentlich dies noch nicht einmal, sondern die Furcht vor einer stärkeren Macht, die Furcht vor dem öffentlichen Urtheile. Das eigne Gewissen läßt sich zurückdrängen und beschwichtigen, aber unbeschränkt und gerechter ist die Macht des öffentlichen Urtheils und dies fürchten die meisten Menschen

noch mehr als selbst Gottes Urtheil, denn sie verkrie-chen sich nur zu gern hinter dem Glauben an die grenzenlose Gnade Gottes und glauben durch diesen Glauben einen Freibrief für alle Schandthaten und Schlechtigkeiten zu haben."

Das kleine Häuflein der Irrgläubigen verbrachte noch mehrere Stunden mit einander. Es that ihnen wohl, sich gegenseitig offen aussprechen zu können, und es thut ja überhaupt einem jeden wahren Menschen wohl, wenn er sich in der Mitte rechtschaffener Gleichgesinnter befindet. Es ist da als ob die Geister und Herzen gegenseitig ineinander wüchsen und als ob jedes Fältchen darin geglättet und ausgesöhnt würde. Schröter hatte sich von Allen in der Versammlung wohl am wenigsten geärgert, er hatte ziemlich bestimmt vorausgesehen, daß es so kommen würde und war deshalb darauf gefaßt gewesen. Er war nun wieder der alte heitere Mensch, obschon Albert, und auch wohl nicht mit Unrecht, zu bemerken glaubte, daß sich seit einiger Zeit in seine Heiterkeit häufig ein bitterer, ironischer Zug, nicht gegen Andre, sondern gegen sich selbst mischte, und dies schmerzte ihn um so mehr, da er diesen Zug von seinem Freunde nicht fern zu halten vermochte. Wie gern hätte er in seine eigne Brust gegriffen und hätte ihm von dem innern Frieden mitgetheilt, den er in derselben trug.

„Während wir hier so gemüthlich sitzen," sprach Schröter, „und gegen Jedermann, selbst gegen unser eignes schwaches Fleisch friedlich gesinnt und letzteres zu stärken versuchen, wird in der Kirche vielleicht gerade

das Anathema über uns Sectirer, Ketzer und Teufelsschuppen ausgesprochen. Ich glaube sie excommuniciren uns sämmtlich in ihrem Ingrimme; ich wünschte doch, ich wäre in der Versammlung geblieben, um alle die sauberen Späßchen und frommen Reden mit anhören zu können."

Und in der That ward während der Zeit in der Versammlung der Orthodoxen, die nun völlig ungestört waren, ein schweres Gericht über die Ketzer und Rationalisten gehalten. Ankläger und Richter waren dieselben Personen. Der Stab ward schon gebrochen, ehe der Kläger Zeit gewonnen hatte, seine Klage ganz vorzubringen. Der wildeste ungerechteste Fanatismus war in der Versammlung entfesselt. Man gelobte sich gegenseitig, Alles aufzubieten, um solche Männer wie Schröter und Albert Richter von jedem Dienste und Amte in der christlichen Kirche fern zu halten, und solche Männer wie Binder zu entfernen. Pastor Otto that sich vor Allen durch seine Frömmigkeit und die blinde Wuth seines Fanatismus hervor. —

Als am Nachmittage — schon senkte sich die Sonne gen Westen und die Schatten wurden länger — die in der Versammlung anwesend Gewesenen sich auf den Heimweg begaben, schritt auch Schröter an dem Abhange eines Berges allein dahin. Er hatte sich so eben von seinem Freunde und dem ihm lieb gewordenen Pastor Binder getrennt, er war bis dahin heiter und lustig gewesen, aber doppelt einsam fühlte er sich nun und schritt in tiefen Gedanken langsam weiter. Er dachte an seine Vergangenheit, an seine Zukunft, und vor Allem lag

die Gegenwart drückend auf ihm. Aeußere Sorgen waren ihm fern, da sein väterliches Erbtheil seine Zukunft reichlich sicherte. Auf eine Pfarre hoffte er nicht. Ein solches Amt stand mit seinen Ueberzeugungen in einem zu großeu Widerspruche und er war viel zu ehrlich und rechtschaffen, als daß er diesen Widerspruch durch fromme Heuchelei hätte verbergen mögen. Er fühlte eine innere Leere in sich. In seinem Innern brannte ein helles, thatkräftiges Jugendfeuer, er stand in den Jahren der besten Manneskraft und verbarg sich nicht, daß dieses Feuer nutzlos verbrenne. Er sehnte sich nach einem Wirkungskreise, wo er seine Kraft anwenden, nützlich anwenden könnte. Unglückliche Lebensverhältnisse hatten ihn von einem solchen Wirkungskreise fern gehalten, und jetzt war er zu verwöhnt, um sich in die Fessel eines Amtes zu fügen. Er wollte wirken, nützlich sein, aber frei nach seinem eigenen Gefallen.

Solche Gedanken füllten auch jetzt seine Phantasie, als er in den Weg eines schattigen Gehölzes einbog. Er setzte sich nieder, den Kopf auf die Hand gestützt. „Glücklicher Albert," sprach er zu sich selbst. „Du hast ein Lebensziel, einen Lebensberuf, Du kannst und darfst für Andere sorgen, kannst Dir Deinen eignen Herd aufbauen, während ich wahrscheinlich zeitlebens auf den Landstraßen des Lebens einherlaufen muß; ein kleines Stück eines ewigen Juden, der nur dann und wann zum Morgen- und Abendgruß bei einem Freunde einkehrt, um sogleich wieder Adieu zu sagen, weil so trautes Leben nicht für ihn geschaffen ist. — Und doch," setzte er hinzu, „war auch für mich einst die Möglich-

keit, daß ich ein gleich glückliches Loos, wie es Dir beschieden ist, errungen hätte. Ich stand an derselben Pforte wie Du, ich hatte irdische Vorzüge vor Dir voraus, ich träumte ebenso glücklich wie Du, wohl noch glücklicher, weil ich unabhängiger von den Menschen war — die Pforte that sich auf, Du gingst hinein in den Tempel des Glückes, und ich — ich mußte meinen Wanderstab weitersetzen, um nie wieder einzukehren."

Er preßte die Brust mit beiden Händen zusammen und starrte an die Erde.

„Wenn Du wüßtest, Du alter Freund," fuhr er fort, „wie es in diesem Würfelkasten des menschlichen Glücks und Elends, Deinetwegen schon gepoltert und rumoret hat, wie ich Deinetwegen fast Alles, Alles hinausgeworfen und nur die Freundschaft allein noch auf die alte morsche Bank des Herzens gesetzt und ihr zum Fußschemel höchstens ein kleines, halb verschimmeltes Päckchen Erinnerung gelegt habe — ja, Dir würde auch nicht so leicht um's Herz sein. — Es ging nicht anders. Ich habe meinen eignen Lebenspaß unterschrieben und mit festem Entschluß besiegelt, nun heißt es weiter gewandert und nicht gemuckst, bis ich einst ankomme in der großen Herberge, wo sie Einen mit Erde zudecken und die Polizei den Wanderpaß für immer behält."

Schröter stand auf, um seinen Weg fortzusetzen, da erblickte er zu seinem nicht geringen Erstaunen wenige Schritte von sich entfernt den Pfarrer Otto. Dieser hatte ihn nicht früher bemerkt, als bis er sich erhoben hatte. Unwillkürlich und erschrocken blieb Otto

stehen. Eine flüchtige Blässe überflog sein Gesicht, aber schnell faßte er sich und kam mit freundlicher Miene auf Schröter zu.

„Das ist mir sehr lieb, lieber Schröter, daß ich Dich hier treffe, und wir unsern Weg mit einander fortsetzen können," sagte er mit freundlichen Worten. „Ich hatte ohnedies gewünscht, Dich heute noch zu treffen, um Dich über den mir so sehr unangenehmen Vorfall mit meinem Schwiegervater heute Morgen beruhigen zu können. Ich habe Alles aufgewandt, um meinen Schwiegerpapa, der allerdings sehr aufgebracht über Dich war, umzustimmen und Dir wieder geneigt zu machen, wie es Christen geziemt."

Schröter hatte Otto ruhig ausreden lassen. Er blieb stehen, als Otto seine Worte beendet hatte, sah ihm fest in's Auge und erwiderte mit bestimmter, ruhiger Miene: „So! — Ich muß Sie bitten, Herr Otto, daß Sie mir gegenüber und zumal unter vier Augen alle erheuchelte Vertraulichkeit und Freundschaft fallen lassen. Ich denke, wir wissen beide, wie wir mit einander stehen und was wir von einander zu erwarten haben. Ich dächte, Sie wüßten, daß ich Sie zu gut kenne, um nicht Ihren Worten und Ihrem Benehmen den richtigen Sinn unterzulegen; ich kenne Ihre Fürsprache für mich und würde mir dieselbe, auch wenn Sie aufrichtig gemeint wäre, verbitten, da ich derselben nicht bedarf."

Otto schwieg einen Augenblick, als er gesehen hatte, daß seine List ihm wenig geglückt war. Es lag ihm aber Alles daran, Schröter, so lange er mit ihm allein

war, nicht zu reizen, und er versuchte deshalb einen anderen Weg.

„Sie schlagen mein altes freundschaftliches „Du“ aus?“

„Ich habe Ihnen bereits früher gesagt,“ erwiderte Schröter ernst, „daß ich nur für meine Freunde das „Du“ bewahre.“

„Sie sind mir böse, ich weiß es, weil ich die Stelle in B. erhalten und, ich will es offen gestehen, gegen den guten Albert Richter eine kleine Intrigue gespielt habe, aber es lag mir Alles daran, um die Stelle in B. zu erhalten, und ich werde alles Mögliche thun, was in meinen Kräften steht, um Richter dafür zu entschädigen.“

„Ich wiederhole es noch einmal,“ entgegnete Schröter etwas heftig, „daß ich mir alle fromme und freundschaftliche Heuchelei von Ihnen verbitte. Ich kenne Ihren Schurkenstreich gegen Richter, ich weiß, daß Sie ihn stets fortgesetzt haben, und wünsche, wenn Sie mich nicht auf das Aeußerste erbittern wollen, meinen Freund nicht weiter zu erwähnen.“

„Gut, wie Sie wünschen!“ warf Otto mit stolzem Tone hin.

„Sie werden sich,“ fuhr Schröter fort, „noch jenes Abends erinnern, wo ich Sie bei Richter traf, und werden auch Ihre Worte: „wir werden uns wieder sprechen,“ nicht vergessen haben. Ich habe mich schon lange nach einer Gelegenheit gesehnt, mit Ihnen zusammenzutreffen, um mir die nähere Erklärung jener

Worte zu erbitten. Ich meine jetzt wäre die Gelegenheit dazu."

In ziemlicher Verlegenheit, in feiger Furcht trat Otto einen Schritt zurück und blickte voll banger Erwartung nach einem Seitenwege, den sie sogleich einschlagen mußten.

„Ich bitte Sie um die Erklärung jener Worte," wiederholte Schröter, „bitte, was haben Sie mir zu sagen?"

Wiederum blickte Otto verlangend nach dem Seitenwege. „Dort kommt mein Knecht," rief er plötzlich, sichtbar erfreut und erleichtert, mit der Hand auf einen daher kommenden Mann zeigend.

„Was kümmert mich Ihr Knecht, ich bitte Sie um Erklärung Ihrer Worte!"

„Er soll mich gegen Sie schützen," rief Otto, der nun wieder Muth gewonnen hatte, als der Knecht in seiner Nähe war.

„Verachtungswürdiger, feiger Mensch," entgegnete Schröter mit aller Verachtung, die ihm zu Gebote stand, „glauben Sie nicht, daß ich meine Hand für zu gut und zu ehrlich halte, um Sie damit anzurühren!"

„Heinrich," rief Otto dem Knechte zu, „schütze mich gegen diesen Menschen."

„Nichtsnutzer Schurke und Heuchler," rief Schröter aufgebracht, „glauben Sie den Menschen gut genug dressirt zu haben, um ihn wie einen Hund auf mich zu hetzen! — Sie haben gesagt, wir werden uns wieder sprechen, und haben nicht den Muth, mir darauf zu entgegnen; aber wir werden uns wieder sprechen, nicht

unter vier Augen, sondern öffentlich, vor dem allgemeinen Urtheile, und da werde ich Sie entlarven als einen niederträchtigen Heuchler!"

Ohne Otto weiter eines Blickes zu würdigen, schritt Schröter weiter. Otto folgte ihm in der Ferne. Er haßte viele Menschen, aber keinen so ausschließlich als Schröter. „Nicht Dich allein," rief er ihm im Innern nach, „auch Deinen Freund Albert sammt Pastor Binder werde ich vernichten, ich werde Alles daran setzen und wir wollen sehen, wer siegt."

Das Präludium der Ehe.

„Die Ehe," sagt Jean Paul, „überbaut die poetische Welt mit der Rinde der wirklichen, wie nach Descartes unsre Erdkugel eine mit einer schmutzigen Borke überzogene Sonne ist." — Aber die Ehe ist mehr als eine prosaische Lebensrinde, „sie schafft," wie Kotzebue sagt, „aus zwei Wesen eins, während die Liebe sie nur aneinander knüpft." Die Ehe ist für den Unverheiratheten ein lockendes, Sehnsucht erregendes Ding, das ihn anzieht, wie der Erkenntnißbaum die Eva im Paradiese, sie gleicht, nach Montaigne, einem Vogelbauer, denn die Vögel, welche nicht darin sind, wollen mit aller Gewalt hinein, und die, welche darin sind, wieder heraus. Passender noch bezeichnete Schröter in scherzhafter Laune die Ehe, er nannte sie die allgemeine

Tretmühle häuslicher Sorgen, oder er gebrauchte auch die Worte der Ida Hahn=Hahn und nannte sie „ein Institut, um mit Anstand Kinder zu bekommen.“ — Die Ehe ist für einen Jeden verschieden, für den Sentimentalen und Schwärmer ist sie eine Rosenhecke, welche seinen Lebensgarten einfaßt, der sinnliche Mensch erblickt in ihr nur das Ehebette, der trockne Verstandesmensch sieht sie als ein gesellschaftliches Institut an, in welchem die Lebenssorgen zu gleichen Theilen vertheilt werden, der stoische Philosoph tritt in die Ehe als in eine Strafschule, in der des Lebens Leidenschaften abgekühlt werden, der Vernünftige will in ihr nur seine Liebe austauschen, den Humoristen lockt es, in der Ehe einen Geschmack von weiblichen Launen zu bekommen, „die,“ wie Jean Paul sagt, „so viel Pferdestaub und Dornen in das Ehelager säen, daß oft der Satan darauf liegen möchte,“ der Schulmeister schließt das Ehebündniß, weil er hofft aus seinen Kindern Musterexemplare seiner pädagogischen Methode zu ziehen, und der Bauer endlich nimmt sich eine Frau, weil er richtig schließt, daß eine Frau und ein Haufen Kinder ihm ein Pferd und mehrere Esel vor dem Ackerwagen ersetzen.

Albert Richter war Schwärmer und vernünftig zugleich; er hatte sich deshalb innig nach dem Augenblicke gesehnt, wo die Hand seiner Bertha für ewig in seine Rechte gelegt wurde.

Dieser Augenblick war vorüber, wo wir unsern Blick nach dem alten Forsthause Waldschloß wenden. Die Thüren des alten Gebäudes waren mit Laub und Blu=

men bekränzt, die Wege ringsum geebnet und gereinigt, und aus dem Innern des Hauses schallte ungebundene Heiterkeit. In dem Zimmer des alten Forsthauses saß eine lustige kleine Gesellschaft am Tisch. Obenan Albert Richter mit seinem jungen, ihm eben angetrauten Weibe, zur einen Seite saß Albert's Vater mit unendlich viel Glück in den Augen, und an der anderen Seite Bertha's Mutter. Albert's Schwester, Schröter und Pastor Binder bildeten den übrigen Theil der kleinen Gesellschaft. Albert's und Bertha's Heiterkeit glich einem stillen, inneren, heimischen Entzücken, ihrer Eltern Freude spiegelte sich in dem Glück ihrer Kinder, während die übrigen Drei ihrer Fröhlichkeit ungehindert die Zügel schießen ließen. Der Wein hatte Alle erheitert, aber am meisten sprudelte Schröter von Witz und Heiterkeit über. Er lachte, scherzte, sang, brachte die lustigsten Toaste aus und fand in Pastor Binder einen fast gleich lustigen Nachbar.

Einem aufmerksamen Beobachter würde es indeß nicht entgangen sein, daß Schröter's Heiterkeit etwas gewaltsam Erzwungenes hatte und ihr die wirkliche Natürlichkeit fehlte. Ja manchmal grenzte sie selbst an Wildheit. Albert und die Seinen bemerkten es indeß nicht.

Als die Tafel aufgehoben war, schlich sich Albert mit seiner Bertha hinaus. Draußen im Walde schien die Abendsonne heimlich süß durch die Bäume. Heilige Feiertagsruhe war ringsum, und es war ihnen, als ob in dieser Stille und Ruhe sich erst der Himmel ihres Glückes ganz erschlösse. Arm in Arm wandelten sie langsam im Walde hin. Sie hatten ja an ihrem eige-

nen Glücke genug und bedurften weiter nichts, als ein Stückchen Erde, groß genug, um auf ihm zu leben und eine Blume am Wege, um sich vereint über sie zu freuen.

„Gott hat wunderbar und gütig in unser Leben eingegriffen,“ sprach Albert zu seinem jungen Weibe, „wie ein Traum erscheint mir der Rückblick auf mein vergangenes Leben, und immer und immer taucht Schröter in diesem Traume als mein Glücksstern auf. Ihm verdanke ich viel, ja fast Alles, was ich mein nenne.“

Kaum hatte Albert diese Worte vollendet, so bemerkte er, als sie um eine Wegecke bogen, zu seinem Erstaunen Schröter auf einer Baumwurzel sitzend, den Kopf auf die Hand gestützt und scheinbar in tiefen Gedanken.

„Ich glaube, Schröter ist, von seiner Heiterkeit ermattet, hieher geflüchtet, um Ruhe zu finden,“ flüsterte Bertha, „wir wollen ihn überraschen,“ und leise schlichen beide an ihn heran.

Schröter bemerkte sie nicht, da er ihnen den Rücken zugewandt, dasaß. Lachend berührte Bertha seine Schulter und wie vom Blitz getroffen fuhr er in die Höhe. Eine dunkle Röthe überflog sein Gesicht, als er Albert und Bertha sich gegenüber erblickte. Er fuhr schnell mit der Hand über die Augen, aber er konnte die Thränen nicht verwischen, die groß und klar zwischen seinen Augenlidern hingen.

„Was ist Dir, Schröter?“ riefen Albert und Bertha zugleich; aber er vermochte ihnen nicht zu antworten. Die Brust, das Herz schien ihm zerspringen zu wollen,

denn gewaltsam preßte er sie mit seiner Rechten zusammen.

„Was fehlt Dir, lieber Schröter?" wiederholte Bertha fragend, indem sie zutraulich die Hand auf seine Schulter legte.

Schröter's ganzer Körper zuckte bei dieser Berührung, mit einem großen, tiefen Blicke schaute er Bertha an, ein Seufzer rang sich gewaltsam aus seiner Brust hervor und ohne ein Wort als Antwort zu geben, sprang er fort, seitwärts in's Holz.

Verwundert und fragend blickten sich Albert und Bertha an.

„Ich habe es lange geahnt," sprach Albert mit innerer Trauer, „daß meinem Schröter Etwas auf dem Herzen liegt."

„Was kann es sein?" fragte Bertha.

„Ich weiß es nicht; treu und offen ist er mir gegenüber in Allem, nur in sein innerstes Herz läßt er mich nie schauen. Ich gäbe viel, viel darum, wenn ich es könnte, ich vermöchte ihm vielleicht zu helfen, wie er mir so oft geholfen."

Nicht verstimmt, aber mit wehmuthvollen Gefühlen und Gedanken über das unerklärbare Leid ihres Freundes kehrten beide langsam zur Försterwohnung zurück. „Mir ist es heute," sprach Albert, „als ob in dieser heiligen Ruhe, in diesem Stillleben der Natur ringsum sich nie ein Herz unglücklich fühlen könnte — und doch," setzte er hinzu, „habe auch ich mich hier schon unglücklich gefühlt. Nicht immer versteht das Auge die Natur so, wie sie zu uns spricht, wenn wir glücklich sind. Das glückliche Auge sieht in dem tiefen klaren See die

wohlige Frische und Kühle des Grundes, der ihm heimlich lockend entgegen lacht — das Unglück schaut in ihm nur das tiefe kalte Grab für alle Schmerzen."

„Ob auch wir uns hier wohl je unglücklich fühlen werden?" fragte Bertha sich fest an den Arm ihres Gatten schmiegend und ihm in das Auge schauend.

„Nein, wirklich unglücklich kann man sich nur fühlen, wenn man kein Herz hat, dem man sich vertrauen kann."

Als sie in das väterliche Haus zurückkehrten, glaubten sie Schröters Stimme aus dem Zimmer zu vernehmen. Sie traten ein und staunten, als sie ihn wirklich da sitzen sahen. Er scherzte und war heiter wie immer, er lachte ihnen so unbefangen entgegen, als ob er nie traurig ihnen gegenübergestanden hätte. Albert sowohl wie Bertha vermieden es, ihn an den Vorfall im Walde zu erinnern, da Schröter selbst nichts davon erwähnte. Albert konnte indeß nicht unterlassen, Schröter im Stillen zu beobachten, und es blieb ihm nicht verborgen, daß Schröter's Heiterkeit eine erzwungene war, daß er es zu vermeiden suchte, mit Bertha in Berührung zu kommen, allein er schrieb dies einem inneren Schamgefühle Schröter's zu, weil Bertha Thränen in seinem Auge erblickt hatte.

Als die Nacht hereinbrach, vermochten alle Bitten Albert's und der Seinen Schröter nicht zu bewegen, bei ihnen zu bleiben, er ging fort, und als die Sonne im Osten sich über die Erde erhob und ihr goldiges Licht durch die Bäume drang, beschien es einen jungen Mann, der tief im einsamen Walde an dem Fuße eines Bau=

mes saß, den Kopf auf die Hand gestützt. Sein Antlitz war bleich, seine Augen blickten starr und theilnahmlos gegen Alles zur Erde — es war Schröter.

Der Rest des Sommers und der Herbst schwanden für Albert und Bertha in dem Glück ihrer Liebe schnell dahin. Die Bäume hatten längst ihre Blätter abgeschüttelt — sie merkten es kaum, da in ihren Herzen noch Frühling war. Albert's Roman hatte großes Aufsehen erregt, eine zweite Auflage war bereits erschienen. Die Kritik war allgemein voll des Lobes über den unbekannten Verfasser — vielleicht eben weil er unbekannt war. Selbst in Albert's nächster Umgebung wußten oder ahnten nur wenige, daß er der Dichter des Romanes war. Schröter kam jetzt seltener als früher zum alten Försterhause und hielt sich nie längere Zeit dort auf. Er blieb für Albert der alte treue Freund, der er von jeher gewesen war, und sorgte mit fast väterlicher Sorgfalt für Albert's Wohl und Glück. Schröter's Vater war im Herbst gestorben, er stand nun allein, ohne Eltern und Geschwister in der Welt da. Der Wirthschaft, welche er von seinem Vater ererbt hatte, stand er selbst vor, und wenn er auf einige Stunden zum Försterhause geritten war und Albert ihn bat, die Nacht über bei ihm zu bleiben, so erwiderte er stets: „Freund ich bin Wirth, Du weißt es, ich muß meinen Gästen einschenken und darf nicht so lange aus dem Hause bleiben.“ Dabei war er aber in Wirklichkeit sehr wenig zu Haus. Sein thätiger schaffender Geist gönnte ihm wenig Ruhe, bald war er hier, bald

dort und trotzdem leitete er seine Wirthschaft mit vielem Geschick und mit großer Entschlossenheit.

Albert rieth ihm einst, die Wirthschaft zu verkaufen und zu ihm zu ziehen, aber Schröter willigte nicht ein. „Quod non, Freundchen," erwiderte er, „ich fühle mich viel zu sehr als guter Wirth, als daß ich Deinen Rath befolgen sollte. Ein Wirth ist überdies ein sehr nützliches Instrument für die menschliche Gesellschaft, weil die Wirthshäuser nützliche Institute sind. Alle ehe- und lebensmüden Menschen, alle durstigen Seelen kehren in ihnen ein und finden, was sie suchen. Das Wirthshaus ist ein freier Gemeinplatz für alle Geister, in ihm ist ein Jeder frei und Herr, denn in ihm kann er für sein Geld befehlen, wenn auch nur dem Kellner. Ja," setzte er lächelnd hinzu, „wenn ich ein Schriftsteller wäre, der Romane schreibt, so würde ich nur in einem Wirthshause leben, weil man in ihm am leichtesten und besten die Menschen kennen lernt, Arm und Reich, Hoch und Niedrig. Ich will Dir von jedem Gaste, der bei mir zum ersten Male einkehrt, sagen, was für ein Geisteskind er ist, und will Dir aus seinem Benehmen sein ganzes Lebensschicksal erzählen. Wer daheim unter dem strengen Befehle seiner sokratischen Ehehälfte steht und ihr gegenüber das geduldigste Schaaf ist, der befiehlt im Wirthshause dem Kellner am meisten, denn einmal im Leben muß der Mann sich Herr und frei fühlen, einmal will er auch befehlen, und hat er keinen Hund, so thut er es im Wirthshause."

Mit Pastor Binder kam Schröter öfter zusammen und besprach sich mit ihm über die kirchlichen Zustände

des Landes, denn diesen und namentlich den Orthodoxen wandte er stets eine große Aufmerksamkeit zu, da sie zu eng mit dem Wohl und Wehe seiner innigsten Freunde verknüpft waren.

Ein Stück aus dem Leben der Armen.

Draußen deckt Schnee und Winter die Erde. Reif hängt an den Bäumen und Zweigen wie Winterblüthen. Der Schnee knistert und pfeift unter den Rädern der Wagen und den Tritten der Menschen. Es ist Sonntag, aber die Feiertagsruhe mischt sich mit der Stille in der Natur zu einer weiten Leere und Einsamkeit. Die Menschen tragen ihre Feiertagsgedanken nicht hinaus in die Natur, denn das große Gebetbuch, welches der Schöpfer im Frühling, Sommer und Herbst vor den Augen der Menschen aufgeschlagen hat, ist für den Alltagsmenschen zugemacht; ihm erscheint die schneeige Winterdecke wie eine tabula rasa in dem Gesetzbuche der Natur. Nur der sinnige Geist erblickt unter dem Schleier der Ruhe das Walten ewiger Kräfte, die Gestalt der Isis mit der Inschrift: „Ich bin Alles, was da war, was da ist und was da sein wird!“ —

In ärmlicher Hütte, im kalten Zimmer stand ein einfacher Sarg. Ihm zu Haupte und zu Füßen brannte ein Licht. Eine Frau knieete neben dem Sarge und hatte die Stirn daran gepreßt; ihre Thränen liefen

langsam an dem Sarge herab. Neben ihr knieete ihr ältestes Kind, ein Mädchen von ungefähr sechszehn Jahren und zu ihrer Linken stand ihr jüngstes Kind, ein Knabe von acht Jahren. Die Thränen waren in seinen Augen erloschen, sein Blick hing neugierig an den Männern, welche am Tische saßen und aus einer Flasche Branntwein tranken; er begriff noch nicht, was es heißt, an dem Sarge eines Vaters stehen und einer Zukunft voll Sorgen und Elend entgegen blicken; er war noch Kind und eines Kindes Herz lacht und weint, aber es kennt keine Schmerzen.

Hinter dem kalten Ofen saß das dritte Kind der armen Witwe, ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren. Sein Gesicht war bleich und ernst, und mit Trauer und Liebe zugleich blickte er auf seine kranke Mutter.

Die Männer am Tische erhoben sich, nahmen schweigend ihre Mützen vom Kopfe und stellten sich rings um den Sarg. Sie beteten. Es waren die Freunde des Gestorbenen, die gekommen waren ihrem Cameraden den letzten Liebesdienst zu erweisen: seinen Leichnam zum Gottesacker zu tragen und dort in die Erde zu betten. „Ohne Lächeln kommt der Mensch, ohne Lächeln geht er, drei fliegende Minuten lang war er froh,“ sagt Jean Paul, und der Arme wird ja auch noch um diese drei Minuten betrogen; für ihn hat das Glück kein Lächeln; Noth und Arbeit treten an seine Wiege und treten an seinen Sarg, sie sind die einzig treuen Gefährten seines Lebens.

Als die Frau die Männer um den Sarg ihres Mannes treten sah, fing sie heftig an zu weinen, ver-

zweiflungsvoll warf sie sich über den Sarg, gleichsam um diesen letzten Rest ihres Glückes noch einmal in die Arme zu schließen. Als die Männer gebetet hatten, setzten sie die Lichter bei Seite, um den Sarg aufzunehmen und hinaus zu tragen; aber krampfhaft, im äußersten Seelenschmerz laut aufschreiend, klammerte sich das Weib an ihn. Da trat der Knabe hinter dem Ofen hervor, ruhig und ernst, legte seine Hand auf die Stirn der Mutter und sprach:

„Komm, Mutter, und fasse Dich.“

„O Gott, mein Gott,“ rief das Weib verzweiflungsvoll die Hände ringend, „meine einzige Stütze hast Du mir genommen, meinen Kindern ihren Vater, nun sind wir ganz verloren.“

„Nein, Mutter,“ antwortete der Knabe, „ich werde für Euch sorgen, wie der Vater es gethan, Ihr sollt nicht hungern.“

„Du bist noch ein Kind, Heinrich, das kannst Du nicht!“ rief das Weib, auf's Neue in lauten Schmerz ausbrechend.

Sanft zog der Knabe seine Mutter vom Sarge des Vaters zurück und geleitete sie zum Schemel hinter dem Ofen, sie mit Trostworten beruhigend. Die Männer hoben den Sarg in die Höh', um ihn hinaus zu tragen, da warf die Abendsonne noch einen goldigen, freundlichen Blick in das Zimmer und auf die Thränen der unglücklichen Armen, aber die Sonne war kalt, sie vermochte nicht in die vor Schmerz erstarrten Herzen zu dringen.

Der Sarg ward hinausgetragen zum Friedhofe, ihm

folgte nur der Knabe, der seine Mutter getröstet.

Hoher Schnee deckte die Erde, und mit Schnee ward der Sarg bedeckt. Als er in das Grab hinabgelassen war, nahmen die Männer wieder ihre Mützen ab und beteten still: „Gott sei mit Dir,“ waren die einzigen Worte, welche sie dem Todten nachriefen. Schweigend stand Heinrich am offenen Grabe. Als aber die ersten Erdschollen mit dumpfem Geräusche auf den Sarg des Vaters fielen, da vermochte sich der Knabe nicht länger zu halten. Seine Thränen brachen hervor und kraftlos drohte er in das offne Grab zu sinken. Zwei Männer hielten ihn zurück und suchten ihn zu bewegen, heimzukehren, aber Heinrich blieb, es war ihm, als ob er an dem Grabe seines Vaters sich stählen und sein Auge kräftigen müsse, um dem Schmerz der Armuth und Noth ruhig und gefaßt entgegenblicken zu können. Er fühlte, daß hier an dieser Stätte ein wichtiger Abschnitt seines Lebens beginne, daß er aus dem Kindesalter hinausgedrängt werde, um mit der Hand und dem Muthe des Mannes den Sorgen der Armuth entgegen zu kämpfen. Ein Leben voll Arbeit und Noth lag vor ihm; war er auch mit beiden bereits vertraut, so waren doch jetzt Pflichten auf seine Schultern gelegt, denen oft die stärkere Manneskraft unterliegt.

Schweigend und gefaßt stand Heinrich da, den Blick in das mehr und mehr sich füllende Grab gerichtet. Die Männer, welche den Todten hinaus getragen, gingen heim, nur zwei von ihnen blieben zurück, um den Grabhügel aus Schnee und Erde aufzuwerfen. Dies

war das einzige Denkmal, welches dem armen Mann gesetzt wurde, der einzige Fleck auf der weiten Erde, der ihm gehörte, auf dem auch ihm die Frühlingssonne einige Grashalmen in's Leben rufen konnte — noch hatte er nicht so viel Grün sein eigen genannt.

„Auch diesen hat er auf dem Gewissen," brach endlich der eine der Männer das Schweigen, mit der Schaufel auf das Grab zeigend.

„Wer?" fragte der Andere.

Der Gefragte wies schweigend nach einem Hause, das groß und prächtig durch die Dämmerung schimmerte, dessen Fenster prachtvoll erleuchtet waren.

„Auch diesen?" fragte der Andere wiederum.

„Er hat ihn geplagt, so viel er nur konnte," fuhr der Erstere fort, „er hat ihn arbeiten lassen, so viel kaum ein Mensch ertragen kann, und hat ihn um die Hälfte seines Lebens betrogen, weil sein Weib früher hübsch war und er es für sich allein behalten wollte. Jahre lang hat er seine Rache an ihm ausgelassen und als der Unglückliche endlich krank ward, hat er ihn und das arme Weib und die armen Kinder hungern und frieren lassen, nicht einen Groschen hat er ihm vorgeschossen. — Meine Kinder schreien selbst nach Brot, aber ich habe der unglücklichen Familie einige Stückchen Holz und ein Paar Kortoffeln zugetragen, um sie nicht verhungern zu lassen. Als Fink" — so hieß der Gestorbene — „kaum vom Krankenlager aufgestanden war, ist er hingegangen und hat den Fabrikherrn um Arbeit gebeten, aber der hat ihn abgewiesen, weil seine Stelle schon besetzt sei, und es war nicht wahr, und als Fink

ihn knieend um Hülfe und Arbeit gebeten, hat er ihn aus dem Hause geworfen und mit dem Fuße getreten, daß er den Blutsturz noch an demselben Abend bekam — es war heute vor acht Tagen."

Der Andere schüttelte den Kopf. „Es war ein braver Mann, der Fink," antwortete er, „aber ich denke, die Strafe bleibt nicht aus, sie kommt, über kurz oder lang."

„Wo soll sie herkommen?" fragte der Erstere nicht ohne eine ungläubige Ironie. „Wer klagt gegen den reichen und frommen Fabrikherrn und wer wagt es, offen mit der Klage gegen ihn herauszutreten? Siehe dort die erleuchteten Fenster seines Hauses — er giebt Gesellschaft und Ball heute, während wir das Opfer seiner Grausamkeit hier in die Erde betten. Er ist reich, er ist fromm, seine Stimme gilt, nicht die der Armen und wenn sie zu Hunderten gegen ihn zeugten. Laß nur ein Wort laut werden, und morgen bist Du ohne Brot. Da ist kein Erbarmen, da gilt nur Habsucht, Niederträchtigkeit und Heuchelei."

„Und es giebt doch eine Vergeltung!" wandte der Andere ein.

„Aber sie kommt zu spät. — Sieh' auf dies Grab, hier liegt ein rechtschaffener Mann, der treu für die Seinen gesorgt und seinen Freunden in Freud' und Leid beigestanden, er hat ein Leben voll Müh' und Noth gehabt — jetzt liegt er hier und die Seinen müssen hungern, während sein Mörder in Reichthum schwelgt! Wo ist da die Vergeltung!"

„Er liegt ruhig und still im Grabe und hat ein

gutes Gewissen mit sich genommen," — war die Antwort.

Der Grabhügel war vollendet, einfach und schlicht. Leise schwebend fielen Schneeflocken von dem Himmel herab und legten sich wie Blüthenblätter auf den schwarzen Hügel, aber kalt und eisig — hatte doch Der, welcher unter dem Hügel lag, auch im Leben keinen Sonnenblick des Glückes gefühlt, sondern nur die Kälte und die Starrheit des Elendes und der Noth.

Die beiden Männer nahmen den Knaben bei der Hand und gingen mit ihm heim. Willenlos folgte er ihnen. Er hatte ihre Worte verstanden und schwer lagen sie in seinem Herzen.

Unglücklicher Knabe, bis jetzt war das Leben für Dich nur ein Traum, aber Du wirst daraus aufgerüttelt werden durch die ernste Wirklichkeit; Du hast die Menschen bis jetzt nur mit dem Auge der Natur, mit dem Kindesauge angeschaut, aber Du wirst sie kennen lernen, daß Du Dich schämst, ein Mensch wie sie zu sein. — Du kommst so eben vom Grabe und dicht vor Deinem eignen Grabe stehst Du, denn was dazwischen liegt ist nur Arbeit und Noth, und wenn Du ein Glück in Deinem Leben findest, so ist es das, daß Du einen Mitgenossen Deines Elendes Dir zugesellst; Du bist arm, Dein Urtheil ist Dir damit gesprochen, jedes Ringen dagegen drückt Dir die schmerzenden Fesseln nur noch tiefer in's Fleisch und jedes Hoffen auf bessere Tage bringt bittere Enttäuschung. Es schwebt ein Fluch über dem Leben manches unglücklichen Menschen, den wir uns nicht zu erklären vermögen, weil er un=

verschuldet ist — es ist der Fluch der hoffnungslosen Armuth, deren Arm in Noth und Verzweiflung ermattet.“ —

Die Armen sind das Kapital der Reichen.

Der reiche Fabrikherr Otto trat am Morgen nach dem Balle, der in seinem Hause stattgefunden hatte, spät und mit unausgeschlafener, mürrischer Stimmung in sein Zimmer. Er ließ sich in einen prachtvollen Sessel nieder und faltete seine Hände zum Morgengebet, das er halblaut sprach und wobei er seine Augen in Ermangelung des blauen Himmels zu der kunstvoll bemalten Zimmerdecke erhob. Der Fabrikherr Otto war ein ziemlich großer und wohlbeleibter Herr mit kleinen stechenden Augen, etwas aufgeworfenen Lippen und einer Stumpfnase, die durch ihre rothe Farbe nur zu deutlich verrieth, daß ihr Besitzer kein Feind der geistigen Getränke war. An seinem bedeutenden Reichthume wagte Niemand zu zweifeln, auch seine Frömmigkeit war rings in der Gegend und über diese hinaus anerkannt, denn er versäumte an keinem Sonntage in die Kirche zu gehen, unterließ an keinem Morgen sein Gebet, nahm an allen religiösen Bewegungen und frommen Gesellschaften den lebhaftesten Antheil und war ein eifriges Mitglied des Mäßigkeitsvereines, nur seine

nächsten Untergebenen und seine Arbeiter zweifelten stark an der Aufrichtigkeit der frommen Gesinnungen ihres Herrn, oder sie hielten vielmehr die Frömmigkeit des Herrn Otto für bloßen Schein, weil sie hinreichende Gründe hatten, sich über die Härte und den mitleidslosen Sinn ihres Fabrikherrn zu beklagen.

Der Fabrikherr Otto kannte diese Zweifel und Gesinnungen seiner Arbeiter und Untergebenen, allein er kümmerte sich nicht darum, weil er sich darüber erhaben dünkte und jene kaum als Menschen anerkannte und noch viel weniger achtete.

Als der Fabrikherr sein Morgengebet beendet hatte, trat sein Bruder, der Pfarrer Otto, zu ihm in's Zimmer.

„Du hast Dich früh erhoben," redete er diesen an, „und es hinderte Dich doch kein Geschäft am Schlaf."

„Doch, Bruder," antwortete der Pfarrer, „grade ein Geschäft hat mich so früh aus den Federn getrieben, und zwar ein Geschäft mit Dir. Ich glaubte Dich jetzt am ersten allein zu treffen, wenn auch nicht am aufgelegtesten zu einem Geschäft," fügte er mit lächelnder Miene hinzu.

„Ein Geschäftsmann muß immer aufgelegt sein, ein Geschäft zu machen, denn das ist sein Leben; aber was hast Du denn mit mir für ein Geschäft abzumachen? Ich bin neugierig."

„Ich wünsche Geld von Dir," erwiderte der Pfarrer.

„Nun, wenn es weiter nichts ist," gab der Fabrikherr zur Antwort, indem er zum Tisch ging, um sich ein Glas Wein als Morgentrank einzuschenken, „da

brauchst Du nicht so viele Worte zu machen und von einem Geschäft zu reden."

„Es ist aber ein Geschäft, denn ich wünsche es nicht für mich."

„Für wen denn?" fragte der Fabrikherr etwas gespannter.

„Höre mich an, Bruder, ich will Dir die ganze Sache kurz erzählen. Du kennst den Candidaten Schröter und weißt, wie sehr ich Grund habe, ihn zu hassen, weil er bei jeder Gelegenheit sich störend in unsre Angelegenheiten mischt, weil er ein Ungläubiger und Widersacher unseres Herrn und Heilandes ist. Auf eine Pfarrstelle macht er keinen Anspruch, weil er von seinem Vater eine Wirthschaft ererbt hat, die ihn hinlänglich ernährt. So lange Schröter aber Vermögen besitzt, wird er nicht aufhören, gegen die Sache der Frommen aufzutreten, und ich habe deshalb schon oft gewünscht, daß er um sein Vermögen kommen und dadurch gedemüthigt werden möge. Dazu ist nun bereits der Anfang gemacht. Bei dem unthätigen und unruhigen Leben Schröter's ist es nicht zu verwundern, daß er bereits in Geldnoth ist, und er ist bei dem Kaufmann Marx um ein Darlehen auf sein Besitzthum eingekommen. Marx besitzt das Geld augenblicklich nicht. Schröter muß es aber empfangen und zwar ohne große Schwierigkeiten, weil das der beste Weg ist, daß er bald wieder kommt, um mehr zu holen. Du mußt deshalb Marx das Geld einhändigen, es wird eine sichere Hypothekschuld mit sechs Prozent, und Marx überliefert Dir dann nach Abzug eines halben Prozentes für seine Vermittlung und

Bemühung den Schuldschein. Wir erhalten dadurch zugleich Gelegenheit, Schröter mehr und mehr unschädlich zu machen."

„Und wie viel wünscht Schröter?" fragte der Fabrikherr.

„Dreitausend und fünfhundert Thaler."

„Du kannst sie erhalten — sie sind doch sicher?"

„Verlaß Dich auf mein Wort," antwortete der Pfarrer sich vergnügt die Hände reibend, als er seinen Bruder seinen Plänen so geneigt fand. „Ich denke," fuhr er fort, „wir werden den Vogel auf diese Weise bald locken und kirre machen, und dann kann ich ihm eine alte Schuld für den Aerger, den er mir gemacht, bezahlen. Du kennst auch Richter?"

„Ja, er hatte sich um Deine Pfarre beworben."

„Er schreibt jetzt Romane, hat sich verheirathet und spielt den großen Schriftsteller. Auch gegen ihn habe ich ein vortreffliches Plänchen, es ist nur noch nicht ganz reif, ich werde Dir später davon erzählen."

„Der Fabrikherr hatte die Worte seines Bruders mit ziemlicher Gleichgiltigkeit angehört, trank gemüthlich sein Glas Wein und schien sich um die unverhohlene Freude seines Bruders wenig zu kümmern. „Wann werden unsre religiösen Kränzchen wieder beginnen?" fragte er nach einiger Zeit.

„Noch ehe der Frühling kommt," erwiderte der Pfarrer, „ich bin gegenwärtig zu sehr beschäftigt, mein Schwiegervater auch, sonst würden sie bereits begonnen haben."

Ein Diener trat ein und meldete, daß ein Knabe den Fabrikherrn zu sprechen wünsche.

„Soll herein kommen,“ befahl der Fabrikherr.

Der Knabe, den wir am Abend zuvor am Grabe seines Vaters gesehen haben, trat bescheiden, aber ohne Furcht zu zeigen, in das Zimmer. Der Fabrikherr richtete seine kleinen stechenden Augen auf den Knaben, der ihm ruhig entgegen blickte.

„Was willst Du?“ fragte er barsch. „Betteln? Ich habe nicht Lust, die Familie eines jeden Menschen zu ernähren, den ich aus meiner Familie gejagt, weil er ein nichtsnutziger Arbeiter war. Geh' heim zu Deiner Mutter und sag' ihr, sie möchte an anderen Orten betteln, nur nicht bei mir, und in vierzehn Tagen möchte sie die Wohnung räumen.“

Der Knabe hatte den Fabrikherrn fest in das Auge gesehen, ein schneller, dunkler Blick zuckte durch sein Auge, verschwand aber sogleich wieder und ruhig erwiderte der Knabe: „Ich bin nicht gekommen, Herr, um zu betteln, sondern um Sie um Arbeit zu bitten.“

„Du um Arbeit?“ fragte der Fabrikherr mit höhnischem Lächeln.

„Ja, Herr, ich wollte Sie bitten, mir die Stelle meines Vaters, der gestern begraben ist, zu geben; Herr Anton sagt, daß ich ebenso gut kämme, als mein Vater.“

Erstaunt über die Bitte des Knaben schwieg der Fabrikherr.

„Meine Mutter ist krank,“ fuhr der Knabe fort, „wir haben kein Stück Brot und kein Stück Holz mehr

im Hause, meine Geschwister hungern, wir gehen einem namenlosen Elende entgegen, wenn Sie mir keine Arbeit geben."

Der Fabrikherr wandte dem Knaben den Rücken und sprach zu seinem Bruder: „Da siehst Du, wie es geht. Kaum sind die jungen Burschen zwanzig Jahre alt, so heirathen sie und setzen einen Haufen Kinder in die Welt. Zu arbeiten hat das Volk keine Lust und an's Sparen denkt es nicht, stirbt dann der Mann, dann soll unser einer die ganze Brut füttern und erntet schließlich Undank dafür. Man sollte wirklich ganz mitleidlos sein, damit die Anderen endlich klug werden. Der Vater dieses Jungen war einer der Schlimmsten, faul und dabei in seinen Gedanken hoch hinaus; er hat mir immer Unzufriedenheit unter den Arbeitern angestiftet; ich freue mich, daß er endlich —" — Er verschluckte das letzte Wort, aber der Knabe hatte es dennoch gehört; eine dunkle Röthe überflog sein Gesicht, sein Auge starrte und er hatte schon den Mund geöffnet, um den Fabrikherrn einen Lügner zu schelten — da dachte er an seine kranke Mutter und die hungernden Geschwister daheim und drängte sein aufwallendes Blut gewaltsam nieder.

In dem Augenblick trat der Aufseher Anton in das Zimmer.

„Kann der Junge kämmen?" fragte der Fabrikherr den Eintretenden.

„Er kämmt sehr gut," erwiderte dieser.

„Er wünscht die Stelle seines Vaters zu erhalten, was meinen Sie dazu?"

„Er kann sie versehen," antwortete der Aufseher schnell, „er kämmt so gut als irgend einer der Männer, geben Sie ihm die Stelle, geben Sie sie ihm, nur um der armen Familie willen."

Der Fabrikherr schwieg einen Augenblick und schien zu überlegen. Endlich wandte er sich zu dem Knaben und sagte zu ihm in verächtlichem Tone: „Ich thue mehr, als ich thun sollte und als Dein Vater verdient hat, der ein fauler und schlechter Arbeiter war, aber um unseres Erlösers willen will ich Dich an der Stelle Deines Vaters arbeiten lassen, wenn Du fleißig sein willst."

„Ich will es," gab der Knabe zur Antwort; mehr vermochte er nicht hervorzubringen, so tief hatten die Worte des Fabrikherrn in sein Herz geschnitten. Er verließ das Zimmer und schritt durch das Haus. Er achtete nicht auf den Reichthum und die Pracht ringsum, er empfand nichts von der wohlthätigen Wärme, welche das ganze Haus erfüllte, er war theilnahmlos gegen Alles um ihn. Nur als er durch die Hausflur ging, und die Köchin den Hunden und Katzen eine große Schale voll herrlicher Milch mit Weißbrot hinsetzte, woran die Thiere kaum rochen und es nicht einmal fressen mochten, da rang sich ein Seufzer aus seiner Brust hervor. Er selbst hatte an dem Morgen noch keinen Bissen Brot genossen, er fragte nichts darnach, aber ach, wenn seine kranke Mutter, wenn seine hungernden Geschwister die herrliche Milch hätten, welche hier das Vieh verschmähte. Er blieb einen Augenblick

stehen, die Augen sehnsuchtsvoll auf die Milch gerichtet, dann verließ er schnell das Haus und eilte heim.

Als Heinrich in das ärmliche, kalte Zimmer seiner Mutter trat, fiel er dieser laut weinend und schluchzend um den Hals. Der sonst so feste, besonnene Knabe, vermochte den Schmerz, die Gefühle seines Herzens nicht länger zurück zu halten.

„Was ist Dir, Heinrich, mein Kind?“ fragte die Mutter ihren Sohn lieb an ihr Herz drückend und ihm die Haare von der Stirn streichend, „was fehlt Dir?“ Aber der Knabe vermochte vor Schluchzen kein Wort zu sprechen.

„Er hat meinen Vater einen faulen und schlechten Menschen gescholten,“ rief er endlich und brach auf's Neue in heftiges Weinen aus.

Die Thränen der armen Frau rannen still über ihre Wangen und tröpfelten langsam auf den Kopf ihres Kindes. „Gott weiß am besten, wie Euer Vater war, Kinder,“ sprach sie mild; „er war ein guter, lieber Vater, er hat getreu und fleißig für uns gearbeitet. Werdet wie er, und Gott möge Euch frohere und glücklichere Tage geben. Euer Vater ist im Himmel, Kinder, er sieht stets auf Euch herab, thut deshalb nie Böses; arbeitet und betet fleißig und Gott verläßt Euch nicht!“

In stillem Gebete hielt die Mutter ihre Hände über dem Haupte ihres Kindes gefaltet, das vor ihr auf den Knieen lag. Mochten Krankheit, Kummer, Trauer, Noth auch noch so tiefe Furchen in ihr bleiches Antlitz gezogen haben, einen Zug hatten sie nicht daraus zu

verdrängen vermocht, einen Zug der sich ewig gleich in Freude und Schmerz bleibt, den Zug des unerschütterlichen Gottvertrauens und einer kindlich wahren Frömmigkeit. —

Noch an demselben Tage ging Heinrich in die Fabrik, die Stelle seines Vaters einzunehmen. Still und fleißig arbeitend saß der vierzehnjährige Knabe unter lauter Männern auf demselben Schemel, auf dem noch vor wenigen Tagen sein Vater gesessen. Er gedachte der Tage, er dachte an seinen guten Vater und Thränen rannen still über seine Wangen. Ohne aufzuschauen kämmte er die Wolle fleißig und geschickt, die Hoffnung auf den Lohn, mit welchem er seine Mutter und seine Geschwister unterhalten mußte, verlieh dem jungen Arme Kraft und ließ ihn nicht ermatten. Meister Anton, der Aufseher, der dem stillen fleißigen Knaben wohlwollte, trat zu ihm, besah seine Arbeit, klopfte ihm lobend auf die Schulter und nahm ihn gegen einige Arbeiter in Schutz, welche darüber unzufrieden waren, daß der Knabe unter Männern arbeitete.

„Seid ruhig," rief ihnen der Aufseher zu, „der Junge kämmt fleißiger und besser als Ihr, und wer ihm im Geringsten etwas anthut, der bekommt's mit mir zu schaffen."

Als am Abend die gekämmte Wolle gewogen wurde, hatte Heinrich fast ebenso viel gekämmt als jeder der übrigen Arbeiter, obschon er nur einen halben Tag gearbeitet. Meister Anton lobte ihn und sprach ihm Muth ein. Ebenso fleißig arbeitete Heinrich an den folgenden Tagen, still und bescheiden gegen die Män-

ner neben ihm; und jeden Abend hatte er mehr gekämmt, als sie, jeden Abend lobte ihn Meister Anton und sagte ihm, daß er dem Fabrikherrn erzählt habe, wie gut und fleißig er arbeite.

Mit Freude erwartete Heinrich den Sonnabend Abend, an welchem er den Wochenlohn erhielt; er freute sich darauf, daß er seiner Mutter zwei Thaler heim bringen könne; wie sauer es ihm geworden war sie zu verdienen, daran dachte er nicht.

Ruhig stand Heinrich am Sonnabend Abend auf der Flur im Hause des Fabrikherrn. Bescheiden wartete er, bis sämmtliche Männer abgelohnt waren. Endlich winkte ihm Meister Anton. Mit vor Erwartung klopfendem Herzen trat Heinrich in das Zimmer des Fabrikherrn, der, ohne seinen Gruß zu erwidern, ihn mit finstern Augen ansah.

Meister Anton reichte dem Fabrikherrn das Buch über Heinrich's Arbeit. „Er hat mehr gekämmt," sagte er dem Knaben freundlich zunickend, „als irgend einer der Arbeiter und auch besser als sie; Sie sollen die Wolle selbst sehen, Herr; es ist viel für einen so jungen Burschen."

Der Fabrikherr erwiderte kein Wort, griff mit der Rechten in den vor ihm stehenden Geldkorb und warf dem Knaben achtzehn Neugroschen auf den Tisch.

Mit vor Verwunderung starren Augen blickte Heinrich das Geld an. Seine Wangen wurden bleich und bleicher, als er die wenigen Groschen statt der gehofften zwei Thaler sah. Seine Hand zitterte und er vermochte das Geld nicht vom Tische zu nehmen.

„Nun, wird's bald!“ herrschte der Fabrikherr mit hartem Tone.

„Mein Vater hat zwei Thaler die Woche erhalten,“ stammelte der Knabe endlich, dem finstern Blicke des Fabrikherrn mit einem ängstlich bittenden Auge entgegen sehend.

„Also so war die Sache gemeint,“ rief der Fabrikherr höhnisch lachend, „also zwei Thaler die Woche, damit Deine Mutter wie früher aus Faulheit die Kranke spielen kann; nein daraus wird nichts; ich gebe Dir schon mehr als Du verdienst, ist Dir das nicht genug, so scher' Dich zum —.“

Zitternd und verstummt stand Heinrich da, mit einem flehenden Auge zu dem Aufseher aufblickend.

„Er hat fleißig und wirklich gut gekämmt, Herr,“ sagte Meister Anton, „er hat mehr gekämmt als ein Mann.“

„Antworten Sie, wenn ich Sie frage,“ rief der Fabrikherr ärgerlich; „ich gebe dem Jungen, was ich will. Nun mach', daß Du fort kommst,“ befahl er, sich zu Heinrich wendend.

Mit zitternder Hand nahm der Knabe das Geld von dem Tische und ging hinaus. Als er aus dem Hause getreten, war es ihm, als ob die Erde unter seinen Füßen wanke. Das Geld krampfhaft in der Rechten haltend, lehnte er sich an eine kalte Mauer und in dumpfem Sinnen blickte er in die Nacht und auf zum Himmel. Tausende von Sternen glänzten funkelnd an dem blauen Himmelsdom und blickten auf den Knaben der Armuth herab. — Was nützt ihr, ihr

funkelnden Sterne, wenn ihr mit euern goldigen freundlichen Strahlen nicht einen einzigen Freudenstrahl in dem Herzen des Menschen zu erwecken vermögt, was nützt ihr, wenn ihr die Nacht, womit die Verzweiflung des Menschen Herz umhüllt, nicht erhellen könnt! Ihr habt kein Menschenherz, kein Herz für den Armen, ihr seid kalt, trotz all' eures Glanzes, kalt wie das Herz eines Reichen. Thauet mit all' euren Strahlen nur die eine, einzige Thräne auf, welche gefroren an den Wimpern des armen Knaben hängt, haucht nur einen warmen Strahl auf seine kalten bleichen Wangen, und als himmlische Sonnen will ich euch verehren! — Ihr könnt es nicht. Es giebt nur einen Freudenstrahl für die Verzweiflung der Armuth, der ihr gequältes und gepreßtes Herz erweitert und wie Thauwolken auflöst, — es ist der Tod. —

Jean Paul sagt: „Die Menschheit ist der große Gedankenstrich im Buche der Natur." — Ja — und die Armuth ist die einzige Trauermelodie, die durch all' ihre Freuden schallt. Wer nur einmal die herzzerreißenden Töne dieser Melodie gehört hat, dem klingen sie ewig wehmuthsvoll im Ohr, und alle Freuden, aller Jubel vermag jenen klagenden Widerhall nicht zu übertönen. Die Natur ist so reich, so reich — nur unter den Menschen giebt es Armuth durch die Schuld der Reichen, und diese Armuth ist nicht deshalb so trübe, weil es für sie keine Freude giebt, sondern weil mit ihr die Hoffnungen erstorben sind. —

Jude und Christ.

Itzig Marx, der Kaufmann und Trödler, saß in seinem ärmlichen, finsteren Zimmer. Auf dem Tische vor ihm lagen die dreitausend und fünfhundert Thaler, welche der Pastor Otto ihm überbracht hatte. Mit gierigen, strahlenden Augen blickte der Jude das Geld an und ward nicht müde, es zu zählen, und die langen Rollen in den Händen zu wiegen. — „Ach," seufzte er, „wenn das Geld doch wär' mein, ich würde können machen damit ein großes Geschäfte. Aber er muß mir geben reiche Procente, sonst kann ich ihm nicht geben das Geld, und er muß mir geben eine sichere Verschreibung auf sein Haus und seinen Hof, auf sein Land und sein Vieh, denn das Haus könnte brennen ab und das Vieh könnte sterben an einer Seuche und ich wäre ein geschlagener, betrogener Mann; er muß mir geben eine Verschreibung auf Alles, was er nennt sein."

Als Itzig Marx dieses Selbstgespräch vollendet hatte, trat Schröter in das Zimmer. Der Jude sprang auf, sich vor dem Eintretenden höflich verbeugend. „Seien Sie willkommen in dem Hause des Armen, denn Sie sind gekommen, mit ihm zu machen ein ehrliches Geschäft."

Ohne auf die Worte des Juden zu antworten, trat Schröter an den Tisch und sein Gesicht klärte sich bei dem Anblick des Geldes auf. „Sie haben das Geld geschafft, wie ich wünschte?" fragte er.

„Ich habe mir gegeben Mühe, um den Befehl des

Herrn zu erfüllen, ich bin gelaufen vom Morgen bis zum Abend und bin gegangen von Herodes zu Pilatus, bis mir Jemand hat geborgt die Summe gegen schwere Procente und gegen Verschreibung von Allem, was ich nenne meine geringe Habe."

„Ist die Summe richtig?" fragte Schröter.

„Hab' ich sie doch gezählt dreimal mit eigenen Augen und Händen, hab' ich doch geprüft jedes einzelne Stück, und will ich doch nicht sein ein ehrlicher Jude, so ein Heller daran fehlt."

„Es ist gut," antwortete Schröter, „packen Sie das Geld ein, ich werde es sogleich mit mir nehmen."

Mit ängstlichen Blicken, gleichsam als ob er befürchte, daß Schröter ihm das Geld rauben werde, hielt der Jude beide Hände über das Geld. „Wär' das ein Geschäft," erwiderte der Jude, „wäre das weise gehandelt, wenn ich gäbe das Geld aus meinen Händen, ehe wir haben besprochen die Prozente, ehe Sie mir haben gegeben ein Pfand oder eine Verschreibung?"

Schröter lächelte über die Vorsicht des Juden, zog aber ein Papier aus der Tasche. „Sie sind sehr vorsichtig, hier haben Sie die Verschreibung und welche Zinsen verlangen Sie?"

„Hab' ich doch müssen geben selbst sechs ein halb Prozent und möcht' ich doch haben selbst einen kleinen Gewinn für meine Bemühung und kann ich Ihnen das Geld nicht geben unter sieben Prozent."

„Nein, guter Jude," entgegnete Schröter lachend, „ganz so hoch wollen wir uns nicht versteigen. Sieben Prozent mag immerhin jüdisch gerecht sein, allein

wir leben in einem christlichen Staate und dessen Gesetze gestatten nur sechs Prozent, und mehr gebe ich nicht."

„O weh, bin ich ein geschlagener Mann; hab' ich geborgt das Geld auf sechs ein halb Prozent und soll ich haben Verlust statt eines Gewinnes für meine Bemühung!" rief der Jude klagend aus.

„Schon gut," erwiderte Schröter ruhig; „ein Jude wie Sie giebt keine sechs ein halb Prozent, und ich gebe Ihnen nur sechs, oder Sie können das Geld behalten."

„O weh, o weh," klagte der Jude die Hände ringend, „ich will nicht gehören zu den Gerechten Israels, ich will nicht sein ein ehrlicher Mann, wenn ich nicht habe müssen geben sechs ein halb Prozent."

„Ich gebe nur sechs," gab Schröter kurz zur Antwort, „nun entscheiden Sie sich."

„Großmüthiger, junger Herr, Sie werden doch nicht wollen, daß ein alter, ein armer Mann hat Verlust, Sie werden nicht wollen, daß ich bin geschlagen."

„Jude, mach's kurz, sechs," rief Schröter ungeduldig dazwischen.

„Bin ich's doch nicht im Stande, und wenn ich wollt' haben auch keinen Gewinn, muß ich doch haben sechs ein halb."

„Zum Kuckuk, ich gebe nur sechs," rief Schröter unwillig und nach dem Papiere auf dem Tische greifend, um es wieder einzustecken."

„Lassen Sie, lassen Sie, edler Herr, rief der geängstigte Jude, das Papier aus Schröter's Hand neh-

mend, „soll ich denn das Geld behalten für mich und es lassen liegen ohne Prozente, da ich doch selbst muß zahlen schwere Zinsen, sechs ein halb Prozent, so wahr ich ein ehrlicher Jude bin.“

„Ja, so wahr Du ein ehrlicher Jude bist, so wahr und noch viel wahrer bezahle ich nur sechs.“

„So will ich denn haben lieber einen geringen Verlust, als daß ich erleide einen großen Schaden,“ sprach der Jude mit lautem Seufzer, „so mögen Sie nehmen das Geld zu sechs Prozent, aber ich muß sie gleich abziehen für das erste Jahr.“

„Meinetwegen,“ rief Schröter ungeduldig, „machen Sie es kurz. Hier lesen Sie die Verschreibung.“

Prüfend nahm der Jude das Papier in die Hand, durchlas es langsam und vorsichtig, faltete es wieder zusammen und reichte es Schröter wieder hin.

„Kann ich Ihnen doch nicht geben das Geld auf diese Verschreibung.“

„Und warum nicht?“

„Weil Sie haben gesprochen blos von Ihrem Haus, und kann doch das Haus abbrennen, und ich bin ein geschlagener Mann und habe blos Asche statt ein Haus.“

„Mein Haus ist mit viertausend Thalern in einer Brandkasse versichert.“

„Aber die Brandkasse kann werden bankerott, und wer wird mir zahlen dann mein Geld?“ erwiderte der Jude.

„Zum Kuckuk, Jude, was verlangst Du denn?“ rief Schröter unwillig.

„Ich kann Ihnen nur geben das Geld, wenn Sie mir verschreiben Ihr Haus und Ihren Hof, Ihr Land und Ihr Vieh, denn das Haus kann abbrennen, und das Vieh kann sterben an einer Seuche, das nützt mir nichts."

„Nun mir ist's gleich, Jude, gieb mir Feder und Papier."

„Wußt' ich doch, daß Sie sind ein gerechter Herr, der nicht will das Unglück des Armen," entgegnete der Jude, indem er eilig Feder und Papier herbeiholte.

Schröter stellte die Verschreibung nach dem Wunsche des Juden aus, der sie sorgfältig prüfend durchlas und vorsichtig zusammenfaltete.

„Ich sage Ihnen aber," sprach Schröter, als der Jude ihm das Geld zusammengepackt hatte, „daß Sie reinen Mund halten und Niemanden wissen lassen, daß ich von Ihnen Geld geborgt habe."

„Herr," erwiderte der Jude mit feierlicher Stimme, „will ich Ihnen doch geben mein Ehrenwort als gerechter Mann, daß ich zu Niemandem will sprechen ein Wort von unserm Geschäft."

„Ehrenwort? Jude!" entgegnete Schröter lachend, „wie viel Prozent geben Sie auf Ihr Ehrenwort, sechs? Was ist denn Ihr Ehrenwort? Sie sind ein Jude, und daneben ein Kaufmann, und die Ehre eines Kaufmannes ist sein Kredit — Kredit verloren, Alles verloren. Aber Ihre Ehre, Ihr Kredit, Ihr Gewinn gestattet Ihnen sechs Prozent zu nehmen mit ruhigem Gewissen. Wenn Sie nun glauben, daß Ihr Kredit, oder Gewinn es rathsam erscheinen läßt über unser

Geschäft zu plaudern, so werden Sie es thun — natürlich werden Sie es thun, denn Sie sind Kaufmann und zugleich Jude; aber ich sage Ihnen, daß Ihr Kredit sich besser dabei befinden soll, wenn Sie fein schweigen."

Schröter verließ mit dem Gelde in der Tasche schnell des Juden Haus, eilte damit heim, siegelte es sorgfältig ein und schickte sofort einen Boten damit zur Stadt. Als er dies Alles gethan hatte, ging er sich vergnügt die Hände reibend im Zimmer auf und ab und pfiff ein lustiges Lied. — „Ich glaube," sprach er nach einer Weile zu sich selbst, „Freund Richter wird große Augen machen und die kleine Bertha wird mir um den Hals fallen, wenn ich ihnen die Bescheerung überbringe, aber das mag sie nur bleiben lassen. Bei drei Schritt Entfernung, blos Auge in Auge mag es noch gehen, aber so ein Ding unmittelbar am Halse haben und wohl gar einen Kuß dazu und Freudenthränen im Ueberfluß, da möchte es hier — und er drückte mit der Rechten auf sein Herz — nicht so ganz ruhig bleiben. Es ist besser, ich schicke ihnen die Bescheerung brieflich, da haben sie Zeit, ihre Freude abstürmen zu lassen und ich komme leichter davon." — Schröter schwieg einen Augenblick. „Was würde Dein Alter sagen, wenn er es wüßte?" fuhr er zu sich selbst redend fort. „Du bist ein Narr, würde er sagen, ein unverbesserlicher Narr, und wenn die Menschen es wüßten, würden sie gleichfalls sagen: der Schröter ist ein großer Narr, man sollte ihm einen Curator geben, und weshalb? weil sie selbst Thoren sind, ohne es zu glauben, und

weil ich ein einfacher und ich glaube sogar ein gutmüthiger Narr bin und es weiß, daß ich es bin. — Und giebt es denn für die Menschen etwas Besseres als Narren zu sein, so recht von Herzensgrunde Narren? Wahrhaftig es stände besser um die Menschheit, wenn es mehr Narren gäbe und weniger Schurken, aber ein Schurke hütet sich sehr wohl, je in seinem Leben einen Narrenstreich zu machen, namentlich hüten sich die frommen Herren vor solchen Narrenstreichen, sie hüten sich davor mehr als vor dem Teufel."

Schröter's Selbstgespräch ward durch den Besuch des Pastor Binder unterbrochen, und freudig eilte Schröter auf den kleinen Herrn zu und hieß ihn mit herzlichem Handschlage willkommen. „Sie kommen wie gerufen," sagte Schröter, „wie gerufen, denn ich habe heute eine wirkliche Sehnsucht, mit einem rechtschaffenen, ehrlichen Manne zu verkehren."

Binder lächelte über Schröter, aber er hatte ihn namentlich in letzterer Zeit zu gut kennen gelernt, um ihn falsch zu verstehen. „Und wenn mich nun dasselbe Verlangen zu Ihnen getrieben hätte?" erwiderte er, Schröter's Hand schüttelnd.

„So hätten Sie mir mehr Ehre angedichtet, als ich verdiene," fügte Schröter hinzu.

Die beiden Männer befanden sich bald in tiefem und ernstem Gespräche. So übermüthig und sarkastisch Schröter häufig zu sein vermochte, so sehr liebte er doch auch ein ernstes Gespräch, wenn es ihm nur gestattet war, seine Ansichten unumwunden auszusprechen und dann und wann einen kleinen humoristischen oder iro-

nischen Seitensprung zu machen. Binder gestattete es ihm gern, ja es gefiel ihm diese Gewohnheit an Schröter, denn er selbst heiterte sich an den freien und oft sehr geistreichen Scherzen des jungen Mannes auf; er wußte, daß Schröter oft hinter Scherz und Spott eine ernste Wahrheit verbarg und daß er die Ironie mehr auf sich selbst anwandte als auf Andere.

„Mein Besuch," sprach der Pastor Binder, nachdem sie sich eine Zeit lang unterhalten hatten, „hat heute einen Zweck, den Sie sicher nicht vermuthen. Er betrifft Sie, junger Freund."

„Das hatte ich allerdings vermuthet," lachte Schröter, „daß, wenn Sie mich besuchen, Ihr Besuch auch mich betrifft."

„Er betrifft aber dieses Mal," erwiderte Binder lächelnd, „Ihr Leben und Ihr Schicksal. Lassen Sie mich ruhig aussprechen und seien Sie überzeugt, daß ich es ehrlich mit Ihnen meine. Sie führen jetzt ein Leben, das, so nützlich und gut es auch sein mag, doch Ihren Anlagen und Kenntnissen nicht angemessen ist. Sie haben Theologie studirt, daß Sie aber zum geistlichen Stande keine Neigung haben, begreife ich und billige es auch. Wer es heut zu Tage in diesem Stande ehrlich meint, dem blühen keine Rosen darin, der ist wahrlich nicht weich gebettet. Aber ein Theologe kann, wenn es nur ein offener Kopf ist, Alles werden: General wie Minister, Kaufmann wie Schriftsteller und irgend Etwas müssen Sie auch werden. Sie können nicht Ihr Leben hier in dem Wirthshause verbringen und Ihren Gästen Bier und Branntwein einschenken.

Sie dürfen hier nicht verkommen mit Ihren herrlichen Geistesanlagen; sagen Sie mir offen, junger Freund, welches Lebensziel Sie sich gesteckt haben?"

Schröter reichte dem kleinen Pastor schweigend seine Hand und schüttelte dessen Rechte herzlich. „Lassen Sie nun auch mich ungestört sprechen," sagte er nach kurzem Schweigen, „und Sie sollen mein ganzes Lebensziel erfahren. Sehen Sie, ich bin ein närrischer Kauz, das weiß ich. Als Junge hatte ich große Ideen im Kopfe und wollte mindestens Minister und womöglich noch mehr werden, aber meinem Vater war das nicht genug, der war einmal auf den geistlichen Stand versessen. Das ist ein ehrbarer Stand, sprach er, und Niemand hat ein bequemeres Leben als ein Pastor. Ich studirte also Theologie, d. h. ich besuchte, weil es mein Vater wünschte, die theologischen Vorlesungen und ich gestehe es offen, ich fand selbst bald Lust an dem tollen Zeug, was ich in diesen Vorlesungen oft zu hören bekam. Ich hörte sie aber nicht mit dem Ernste der Wissenschaft, sondern nur mit dem mir eigenen Interesse an lustigen, närrischen Dingen. Ich trieb nebenbei Philosophie und Geschichte, aber nichts mit dem vollen Ernste, weil ich fühlte, daß mein ganzes Leben und Streben ein zerrissenes und zerschnittenes sei. Ich war ein lustiger Bursch dabei, und wenn mir Manches aus den Vorlesungen und Büchern im Kopfe hängen geblieben ist, so habe ich das mehr meinem guten Gedächtnisse und schnellen Auffassungsvermögen als einem ernsten Fleiße zu danken. Der Tod meines Vaters hat meine theologische Laufbahn abgebrochen. Sie haben

Recht, lieber Herr Pastor, aus einem tüchtigen Theologen kann Alles werden, General wie Nachtwächter, Minister wie Schulmeister, Abt wie Bierwirth, Kaufmann wie Buchhändler und Schriftsteller wie Steinklopfer, denn dies Alles ist ja schon dagewesen; aber zu diesem Allen habe ich keine Neigung. Schwieriger aber als dieses Alles — nehmen Sie mir diese Bemerkung nicht übel, — ist, aus einem Theologen ein ungebundener und freier Mann zu werden, und das ist mein Ziel. Bedarf es aber dazu eines Amtes, einer Würde, kann ich es als Wirth nicht ebenso gut und noch besser sein, wie als Minister? Schelten Sie mir meinen Wirthstand nicht; ich komme mit vielen Menschen zusammen aus allen Ständen, in allen Verhältnissen, ich lerne die Menschen in allen Lagen des Lebens kennen, in den nüchternen wie in den betrunkenen, und ich hoffe in meinem Wirthshause mehr Gutes für die Menschheit zu thun als mancher Pfarrer in dem Gotteshause. Ich will frei und ungebunden sein, ich will mein eigenes Schicksal mir schaffen, aber ich will auch Niemandem außer mir dafür verantwortlich sein — sehen Sie, das ist mein Lebensziel!“

Mit inniger Theilnahme blickte Binder den jungen Mann an, er kannte und verstand ihn. „Ich will Ihnen nichts darauf erwidern,“ entgegnete er, „denn gegen Ihr Ziel kann ich nichts einwenden; aber dennoch glaube ich, daß Sie in anderer Stellung mehr wirken und nützen könnten. Aber Eins fehlt Ihnen noch, der innere Lebenshalt, eine Stütze, auf welche

Sie sich stets verlassen können in guten wie in schlimmen Tagen, ein Weib — heirathen Sie, Schröter."

Schröter lächelte und schüttelte das Haupt. „Einst dachte ich auch so wie Sie," sprach er mit wehmüthiger Erinnerung, „aber das Einst ist längst dahin und jetzt denke ich anders. Eine Frau mag ein Glück sein, aber sie bürdet auch Sorgen auf, sie mag uns stützen, aber auch sie will gestützt sein. Hier in meinem eigenen Herzen finde ich die stärkste Stütze, auf die verlasse ich mich. Ich kann mich nicht für ewig binden und zugleich frei sein. Habe ich ein Weib, so gehöre ich ihm und nicht mehr mir selbst. Ich stelle mir das Familienleben schön und glücklich vor, aber ich kann mich dennoch nicht in seine Fesseln zwängen, ich würde vielleicht ein zärtlicher Mann und liebevoller Vater werden, aber ich würde eben ein ganz anderer Mensch werden als ich bin, und das kann ich nicht. Es ist nicht Selbstsucht, aber sobald ich aufgehört habe, mir selbst zu genügen, kann ich unmöglich noch Anderen genügen. — Es ist nichts mit dem Heirathen für mich, lieber Herr Pastor, ich will mich mit meinem Herzen und meinen Freunden begnügen, und bin ich nicht zu beneiden, da ich Sie dazu zählen darf?"

Binder schüttelte schweigend Schröter die Hand, er war ergriffen von seinen Worten, weil er die Widersprüche, die darin lagen, im Sinne Schröter's zu lösen verstand, weil er wußte, daß auch seine verkehrtesten Ansichten sich auf ein ehrliches Herz stützten, und daß er allein diesem Herzen folgte. „Sie sind ein eigenthümlicher Mensch," erwiderte er.

„Ja, leider bin ich es und ich habe es Ihnen schon oft gesagt, daß ich ein närrischer Kauz bin, und das macht mir selbst viel Gram, aber ich kann nicht anders sein. Ich kenne meine Schwächen, von denen es die größte ist, daß ich als Junggesell leben will, obgleich ich alle glücklichen Ehemänner beneide.—Die Ehemänner sollen leben!“ rief er scherzhaft das vor ihm stehende Weinglas erhebend und mit Binder anstoßend, als ob er in drei Tagen seine Hochzeit zu feiern gedächte. —

Im Försterhause.

Das Försterhaus sollte verkauft werden. Die Försterei war ja eingegangen, der alte Förster Richter war ja pensionirt, er konnte ja überall wohnen, wozu bedurfte man da des Försterhauses noch. Aber der alte Förster lebte noch und ihm wollte der Gedanke fast das Herz abdrücken, daß er aus diesem Hause, in dem er geboren und aufgewachsen, das all' seine Freuden und Schmerzen gesehen, nun noch auf seine alten Tage scheiden sollte. Er konnte es nicht fassen, und fast eben so schwer war für Albert und sein junges Weib der Gedanke, diesen Ort, an dem sie so glücklich waren, der durch ihr Glück einen geweihten, heiligen Charakter für sie erhalten hatte, nun bald verlassen zu müssen, aber

ihr Herz war der Hoffnung noch zugänglicher und sie trösteten sich mit dem Gedanken, daß der Oberförster, der darüber zu bestimmen hatte, seine Absicht noch ändern könne. —

Das Försterhaus war verkauft. Der alte Förster hatte die bestimmte Nachricht erhalten und traurig und wehmüthig war sein Herz. Bertha und Anna weinten und fingen in Gedanken schon an, von allen liebgewonnenen Gegenständen Abschied zu nehmen, während Albert sich bemühte, so gefaßt als möglich zu erscheinen, um die Trauer der Seinen nicht zu vermehren. Das Försterhaus war verkauft — und die Bäume ringsum, die der alte Förster gepflanzt, schienen trauernd ihre Zweige hängen zu lassen und die Blumen im Garten hatten wirklich geweint und Laube und Hecke schienen wehmüthig gestimmt zu sein. Der hölzerne Hirschkopf aber mit dem stolzen Geweih über der Thür, blickte still zur Erde und die Tauben, die aus Bertha's und Anna's Hand fraßen, saßen traurig auf dem Dache und die kleinen Vögel in den Käfigen schwiegen. „Sind wir auch mit verkauft?“ schienen sie zu fragen, „bin ich auch mit verkauft?“ fragte jeder Gegenstand, der auf das Herz der Hausbewohner besondere Ansprüche zu haben glaubte. Das Försterhaus war verkauft, und die alte Rose, welche über sechzig Jahre in dem Hause weilte, welche den alten Richter großgezogen und seine Kinder gewiegt und auf den Armen getragen hatte und nun das Gnadenbrot empfing, war der festen Meinung, sie sei mit verkauft, „denn sie gehöre nicht,“ sagte sie, „zu den Möbeln des Herrn Förster und nicht zu Dem,

was sein Eigenthum sei, sondern sie gehöre zu dem Hause, weiter habe sie keine Heimat und weiter wolle sie auch keine haben, und deshalb sei sie mit verkauft." Das Försterhaus war verkauft — und das Glück und die Heiterkeit, welche noch vor wenig Tagen in ihm gewohnt hatte, schienen sich schon eine neue Heimat gesucht zu haben, denn in dem Hause war es jetzt still und traurig und die lustige Anna ließ betrübt das Köpfchen hängen.

Die Geburtsstätte behält stets einen geheiligten Charakter für den Menschen. Sind wir auch längst aus den Jugendjahren und Jugendideen herausgewachsen, sind auch längst unsere Jugendträume und Ideale verschwunden und ist das Leben noch so ernst und wechselvoll an uns herangetreten, liegt auch unsere ganze Vergangenheit wie ein schwerer, trüber Traum hinter uns, an den Ort unserer Kindheit und unserer Kindesspiele kehrt unsere Erinnerung stets gern zurück; er macht stets den Eindruck der Unschuld auf uns, wenn unser Herz es längst nicht mehr ist, und er war vielleicht der einzige Ort, an dem wir wahrhaft glücklich waren. Es giebt nur eine Heimat für das Menschenherz, das ist das Vaterhaus. —

Wenige Tage, nachdem die traurige Nachricht in das Försterhaus gelangt war, die eine so große Veränderung in den Herzen der Bewohner hervorgerufen hatte, erhielt Albert einen großen Brief. Neugierig betrachtete er das große Schreiben, ehe er es erbrach, er erkannte aus der Aufschrift Schröter's Hand und glaubte, sein Freund habe irgend einen Scherz ge-

macht, und sein Herz war wahrlich jetzt nicht zum Scherzen aufgelegt. Er mußte aber dem ungeduldigen Drängen seiner Bertha, die sich mit ihrer Arbeit zu ihm gesetzt hatte, nachgeben und den Brief öffnen.

Erstaunt, verwundert las Albert den Brief, schweigend blickte er sein junges Weib an, und als ob er sich geirrt habe, las er den Brief noch einmal.

„Das Försterhaus war verkauft," schrieb Schröter, „aber widerrechtlich, denn von Rechts wegen gehörte es dem letzten Ritter desselben, dem Herrn Alfred von Waldschloß auf Waldschloß. Um diese Ungerechtigkeit abzuwenden, habe ich das alte Nest mit Garten und Zubehör, an dem nun einmal Euer närrisches Herz hängt, in Deinem Namen gekauft und der Kaufschein folgt anbei. Das Waldschloß ist jetzt Eigenthum des Herrn Alfred von Waldschloß und seiner ritterlichen Nachkommenschaft. Daß Du alter Schlingel diese meine aufopfernde Liebe gar nicht verdienst, weißt Du recht gut; übrigens brauchst Du mir nicht gerührt zu danken, ich komme in einigen Tagen selbst, um zu sehen, wie es Euch ergeht. Grüß Deine Bertha, die Anna und den Papa.

Dein

Schröter."

Albert reichte den Brief seiner Bertha und las den Kaufschein, der vom Gericht ausgestellt und untersiegelt war, mit demselben Staunen. Der Kaufschein war auf seinen Namen ausgestellt und sprach ihm und

seinen Nachkommen das Försterhaus mit allem daran haftenden Zubehör als Eigenthum zu.

„Ich begreife nicht," sprach Albert, der allerdings das Ganze noch nicht zu fassen vermochte, aber erfreut und jubelnd sprang Bertha in die Höh' und fiel ihm um den Hals und lachte, weinte, küßte ihn und konnte sich in ihrer Freude nicht fassen. Sie rief Anna und den alten Förster herbei, sie erzählte ihnen, gab ihnen den Brief zu lesen, und sowohl in Anna's, wie in des alten Mannes Augen standen Thränen der Freude und Rührung.

Albert saß schweigend da. Er begriff noch immer das Ganze nicht und es war ihm als ob er träume, da öffnete sich plötzlich die Thür und Schröter trat selbst ein. Verwundert blieb er in der Thür stehen, als er aller Augen mit Thränen gefüllt sah, aber sogleich eilten Albert, Bertha, Anna und der Alte auf ihn zu und ehe er sie begrüßen konnte, hatten sie ihn schon umfaßt, umarmt und zogen ihn in die Stube.

„Aber seid Ihr denn Alle närrisch geworden?" rief er endlich, als er den ersten Freudensturm geduldig an sich hatte austoben lassen. „Seid Ihr denn wirklich närrisch? Ich erschrecke fast, als ich eintrete, weil ich Alle weinen sehe und denke, ein großes Unglück hat sich ereignet, und in demselben Augenblicke stürzen Alle auf mich ein und ersticken mich fast."

„Soeben haben wir Deinen Brief erhalten," erwiderte Albert, Schröter's Hand drückend.

„Soeben?" fragte Schröter ganz erstaunt. „Ich glaubte ihn schon seit mehreren Tagen in Euren Hän-

den; da bin ich freilich in die Tinte mitten hineingekommen; aber nun ist's genug, nun ist's genug, schont mein Leben," rief er laut und lachend, als die Glücklichen von Neuem auf ihn einstürmten.

„Aber ich begreife nicht, erkläre mir, Schröter" — sagte Albert, dem das Ganze noch immer ein Traum zu sein schien.

„Das ist leicht zu begreifen," erwiderte Schröter lachend, „Du bist der Herr und Eigenthümer von dem Waldschloß, damit Basta!"

„Nein," rief Albert gerührt, „das geht nicht, das darf ich nicht annehmen, das hieße Dich bestehlen, ich muß Dir zum wenigsten das Geld einst zurückerstatten."

Schröter ging auf ihn zu, legte beide Hände auf seine Schultern, sah ihm in die Augen und rief: „Mensch, Albert, Du bleibst Dein Leben lang ein Esel. Will ich dem Menschen hier eine Freude machen und nun gönnt er mir nicht einmal die kleine Freude, ihm das alte Nest zu schenken. Du bist wirklich ein Esel, Du alter Junge, nun schweig' aber, jetzt habt Ihr mich schon genug geplagt. Hätte ich gewußt, daß es so kommen würde, ich wäre binnen einem Jahre nicht zu Euch gekommen."

Die Herzen der glücklichen Bewohner des Försterhauses waren aber zu erfreut und Schröter mußte trotz alles Sträubens noch einen Sturm des Dankes aushalten. Endlich fügte er sich und hielt geduldig aus. Als aber Bertha ihren weichen Arm um seinen Nacken schlang, als er ihre rosigen Lippen auf seinem Munde

fühlte, da ward es ihm zu heiß und zu eng in der Brust. Eine dunkle Röthe überflog sein Gesicht und er wand sich los und eilte schleunig zur Thür hinaus, die er von außen verschloß.

Ohne auf das ungeduldige Rufen und Pochen drinnen zu hören, ging er in des alten Försters Zimmer und warf sich auf einen Stuhl, das Gesicht in beiden Händen bergend. Sein Herz schlug laut und ungestüm, es drohte ihm fast die Brust zu zersprengen und den Athem zu rauben; aber dies Herz mußte erst ruhig werden, ehe er seinen Freunden wieder gegenübertreten konnte, und mit aller Macht und Fassung drängte er die in ihm stürmenden Gefühle zurück.

Während Schröter still im Zimmer saß, hatten die Gefangenen die Thür gesprengt, um Schröter aufzusuchen. Unbemerkt war Anna in das Zimmer getreten und sah Schröter das Gesicht in den Händen bergend dasitzen. Er bemerkte sie nicht. Sie trat auf ihn zu und zog schweigend seine Hände vom Gesicht. Erschrocken fuhr Schröter in die Höhe, sein Gesicht war geröthet, er war verlegen.

„Was fehlt Ihnen, Schröter?“ fragte Anna, ihm ruhig in die Augen sehend.

„Nichts, nichts, gute Anna,“ gab Schröter hastig zur Antwort, indem er sich bemühte, heiter zu erscheinen, „wirklich nichts. Ich war nur etwas erschöpft und ermüdet von dem Wege, aber ich habe mich schon erholt.“

„Und die Müdigkeit hat Ihnen die Thränen in die

Augen gelockt?" fragte sie weiter, ihn forschend und theilnehmend ansehend.

„Thränen?" wiederholte Schröter halb unwillig und sich schämend, weil das Mädchen sie bemerkt hatte. „Thränen?" wiederholte er nochmals und fuhr mit der Hand über die Augen, „ja wahrhaftig meine Augen sind naß, da sehen Sie die Bescheerung, Sie haben mich vorhin mit Ihren Thränen angesteckt und mir sind die Dinger in die Augen gekommen, ohne daß ich es weiß." Schröter lachte bei diesen Worten, aber dem scharfen weiblichen Blicke Anna's war es nicht verborgen geblieben, daß sein Lachen ein erzwungenes war, daß er eine Gemüthsstimmung vor ihr zu verbergen suchte.

„Und seit wann," fragte sie mit niedergeschlagenen Augen, „glauben Sie vor Ihren Freunden Ihr Herz und Ihre Gefühle zurückdrängen und verbergen zu müssen?"

Schweigend und ergriffen blickte Schröter das vor ihm stehende liebliche Mädchen einen Augenblick an und ergriff ihre Hand. „Seit dem Augenblicke," sprach er ernst und halb in Gedanken, „wo das kleine Ding in der Brust anders zu fühlen sich erlaubt, als mein Verstand ihm vorschreibt. Oder glauben Sie, Anna, daß man seinem Herzen keine Vorschriften machen, daß man es dem Verstande nicht unterwerfen darf?"

„Nein, nein," erwiderte Anna lebhaft und ihm ruhig in die Augen blickend, „dem Herzen darf man keine Fesseln auferlegen, sobald es mit dem Verstande sich

nicht verträgt, hat es schon einen unrechten Weg eingeschlagen."

„Glückliches Mädchen," rief Schröter, „Ihr Herz und Verstand sind noch Eins, möge es nie anders werden; aber kommen, kommen Sie, mein Verstand verlangt, daß ich Albert aufsuche."

Ein heiterer Abend war seit langer Zeit nicht in dem Försterhause verlebt und Schröter war der ausgelassenste von Allen. Es that ihm wohl, in der Mitte treubefreundeter Menschen sich einmal frei und offen gehen und seiner Heiterkeit frei die Zügel schießen lassen zu können. Erst spät am Abend trennten sie sich, um sich zur Ruhe zu legen.

Es war draußen ein ruhiger, stiller Abend. Hell schien der Mond durch die schattigen Bäume und warf sein bleiches Licht auf den Rasen und die Blumen. Kein Lüftchen regte sich und der Himmel war so blau und unermeßlich weit und die Sterne funkelten so hell an ihm und Alles war feierlich und groß. Arm in Arm traten Albert und Bertha hinaus in die schöne Nacht und gingen schweigend im Garten auf und ab. Ihr Blick wandte sich zum Himmel und wieder zur Erde zurück und überall schaute es ihnen erhaben und feierlich entgegen. Ihre Herzen waren zu voll der Freude und der schönen Nacht, um sich gegenseitig auszusprechen; aber wohin sie ihren Blick wandten, überall tönte es ihnen entgegen: „Wir bleiben hier, wir bleiben bei Euch!" Das alte Försterhaus, welches sich im Schatten der Bäume barg, rief leise: „Ich bin nicht verkauft, wir bleiben beisammen!" Und die Bäume und

die Blumen und die Hecke, und die Laube flüsterten es leise nach: „Wir sind nicht verkauft, wir bleiben bei Euch!“ Und jeder Strauch und jeder Grashalm flüsterte und freute sich, und selbst der alte Hirschkopf über der Hausthür freute sich still innerlich, daß er nicht verkauft war. „Wir bleiben hier,“ rief endlich Albert, indem er sein junges Weib an sein Herz drückte, und als sie die Augen zum blauen Himmel und zu den Sternen wandten, tönte es ihnen auch von dort oben zu: „Wir bleiben hier, wir bleiben bei Euch!“ Und der Himmel ward blauer und blauer und die Sterne funkelten heller und heller und ein Windhauch zog leise rauschend durch die Bäume, durch die Blätter, und Alles, Alles stimmte in den Jubelruf der Herzen ein: „Wir bleiben hier, wir bleiben bei Euch!“ —

Die Frommen nehmen sich der Armuth an.

Die Frommen nehmen sich der Armuth an — es ist gewiß ein großer und echt christlicher Gedanke, es ist gewiß das weiteste Gebiet für die Frömmigkeit — allein unwillkürlich machen diese Worte einen bitter ironischen Eindruck, denn sobald die Gedanken in's Leben hinaustreten, oder wir ihnen im Leben begegnen, nehmen sie sich ganz anders aus; so auch hier.

Die arme Familie Fink hatte einen schweren Win=

ter verlebt. Hunger und Kälte, Krankheit und Gram hatte sie schwer heimgesucht. Heinrich hatte von frühem Morgen bis spät Abends fleißig und unermüdlich in der Fabrik des Herrn Otto gearbeitet, er hatte gehofft, der Fabrikherr werde seinen Lohn erhöhen, allein der fromme Mann hatte kein Herz für die Armen und deren Noth. Er zahlte jährlich viele Thaler für die Missionsvereine, weil er wußte, daß dies öffentlich in den Zeitungen berichtet und sein Name rühmend dabei genannt wurde, wer hätte aber davon geredet, wenn er dem armen Knaben den Lohn erhöht hätte? Wie konnte dies dazu beitragen, den Ruf seiner Frömmigkeit und seiner gottesfürchtigen Gesinnungen zu vergrößern?

Der geringe Lohn von achtzehn Neugroschen wöchentlich vermochte die arme Familie Fink nicht zu erhalten. Die Mutter war krank, die Tochter mußte daheim bleiben und sie pflegen, da blieb nichts weiter übrig, als daß der jüngste Sohn betteln gehen mußte. Es war ein schwerer Entschluß für die arme Wittwe, aber der Hunger ihrer Kinder schnitt ihr noch tiefer in's Herz. Ihr Kind bettelte ja nicht um Geld, sondern nur um ein Stück Brot, seinen Hunger zu stillen, und mitleidige Menschen versagten es ihm nicht.

Der Frühling war gekommen und hatte Wiesen und Wald mit frischem Grün und mit Blumen geschmückt, aber in den Herzen der armen Familie hatten all' seine warmen milden Strahlen keinen einzigen grünen Halm der Hoffnung hervorgerufen, und mochten die Knospen an den Bäumen und Blumen schwellen und sich öffnen, das Herz des Fabrikherrn war kalt und verschlossen

gegen das Mitleiden geblieben; — „ein Stein,“ sagt Heine so wahr, „athmet nicht, wenn ihn auch die Sonne bescheint.“

Heinrichs Schwester brachte ihm, da er des Mittags nicht heimkehrte, öfter einen Teller voll warmer Suppe in die Fabrik, an welcher der arme Knabe sich erquickte. Das Mädchen war hoch und schlank gewachsen, sein Gesicht war schön und seine bleichen Wangen erhöhten noch den Glanz seiner dunkeln schwarzen Augen. Mit Verwunderung hatte der Fabrikherr das Mädchen eines Tages erblickt, als sie ihrem Bruder das Mittagsbrot brachte und von seinem Aufseher Anton erfuhr er, daß das Mädchen des armen Knaben Schwester sei.

Als am folgenden Sonnabend Abend der Wochenlohn ausgezahlt wurde, war der Fabrikherr auffallend freundlicher gegen Heinrich, er lobte ihn wegen seines Fleißes und zahlte ihm zwei Thaler Lohn, den er von jetzt an immer zu geben versprach, wenn er fleißig und folgsam bliebe. Mit aufrichtigem Herzen versprach es Heinrich und mit vor Freude klopfendem Herzen eilte er heim. Als er seiner Mutter den Wochenlohn in den Schooß legte und ihr freudiges Erstaunen über den erhöhten Betrag bemerkte, trat eine Freudenthräne in seine Augen und er ging an das Fenster, um die Thräne zu verbergen. Er hatte noch nie ein solches Glück wie an diesem Abende empfunden, und Hoffnung und frischer Muth kehrte in die Herzen der armen Familie ein. Der Sonntag war ein Freudenfest für sie und als die Kinder am Nachmittage die schwache Mutter vor die Thür des Hauses führten und als sie alle im

Sonnenschein beisammen saßen, da empfanden sie erst wie mild und warm die Frühlingssonne schien, und die blühenden Bäume und das grüne Gras mit dem kleinen weißen Marienblümchen darin lachte ihnen freundlich entgegen und es erschien ihnen Alles schöner und frischer, weil ihre Herzen freudiger und frischer waren.

Mit neuem Muthe und neuer Lust kehrte Heinrich am Montag Morgen an seine Arbeit zurück, und wie leicht ward ihm jetzt die Arbeit, nun er wußte, daß sie ihm einen reichlicheren Lohn brachte, der genügte, um die Noth von den Seinen zu wenden. Groß war aber sein Staunen, als er am Abend heimkehrte und seine Mutter und die Geschwister ihm erzählten, daß der Fabrikherr an dem Tage in eigener Person bei ihnen gewesen sei, sich theilnehmend nach dem Geschick der armen Familie erkundigt und der Wittwe seinen ferneren Beistand versprochen habe. Er habe auch Heinreichs Fleiß gelobt und gesagt, der Heiland selbst habe ihn in die Hütte der Armuth gewiesen, und in seinem Namen wolle er ihnen helfen. Das freundliche fromme Benehmen des Fabrikherrn hatte die arme Frau getäuscht und bethört. „Er kann nicht so schlecht sein, als die Leute ihn schildern," sprach die Frau, „was könnte ihn treiben, zu uns zu kommen, wie könnte er den Namen des Heilandes nennen, wenn sein Herz es nicht ehrlich meinte."

Heinrich vermochte das Ganze noch nicht zu begreifen, er hatte bis jetzt geschwiegen, endlich sagte er: „Aber unser seliger Vater hat gesagt, daß die Frömmig-

keit des Fabrikherrn eitel Heuchelei und Schein sei, und daß sein Herz kein Mitleiden kenne, und der Vater hat nie gelogen.“

„Nein, Kind,“ erwiderte die Mutter, „das hat er nicht, aber er konnte sich irren, er konnte ihn verkennen. Hast Du doch selbst an seine Aufrichtigkeit geglaubt, als er Dir den Arbeitslohn erhöht hatte.“

„Nein, das habe ich nicht,“ entgegnete der Knabe, „ich war der festen Ueberzeugung, daß der Meister Anton es bewirkt habe.“

Der Fabrikherr kam jetzt öfter in die Hütte der armen Witwe und unterstützte sie auch. Seine frommen Reden hielt sie für Aufrichtigkeit und tadelte oft ihren Sohn, der sie für Heuchelei hielt, weil sein Vater den Fabrikherrn so geschildert hatte, und seines verstorbenen Vaters Worten glaubte er fest. Weshalb des Fabrikherrn Benehmen gegen ihn und seine Mutter ein ganz anderes geworden war, vermochte er sich nicht zu erklären, konnte aber einen in ihm aufsteigenden Argwohn um so weniger unterdrücken, je mehr er darüber nachdachte, und hätten nicht die Seinen durch diese Unterstützungen einige Erleichterungen erhalten, er würde sein früheres ärmeres Loos zurückgewünscht haben. Der Fabrikherr hatte die Aeußerung gegen seine Mutter fallen lassen, daß er gern bereit sei, ihre Tochter Elisabeth in sein Haus zu nehmen, allein dagegen protestirte Heinrich mit allen Kräften.

„Du verkennst den Fabrikherrn ebenso sehr wie Dein seliger Vater,“ sprach seine Mutter zu ihm, die durch die Freundlichkeit desselben ganz für ihn eingenommen

war. Dieser Vorwurf schmerzte den Knaben tief, denn das Andenken an seinen Vater war ihm heilig und theuer.

Wenige Tage darauf besuchte der Fabrikherr wieder die Wittwe und da sie so weit hergestellt war, daß sie ihre Tochter entbehren konnte, machte er ihr das Anerbieten, dieselbe seinem Bruder, dem Pastor zu überlassen, der ein gutes, junges Mädchen zu sich zu nehmen wünsche, damit dasselbe seine Frau in den häuslichen Geschäften unterstütze. „Mein Bruder," sprach der Fabrikherr, „ist ein frommer, gottesfürchtiger Mann, er wird das Mädchen wie sein Kind behandeln und behüten und wird sie zugleich in der Lehre des Herrn und Heilandes unterweisen, damit auch sie der Seligkeit in Christo durch den Glauben theilhaftig wird. Es wäre eine Sünde gegen Euer Kind, wenn Ihr demselben die Gelegenheit, den Heiland zu erkennen und in ihm zu wandeln, entziehen würdet."

Mit Freuden sagte die Mutter „Ja." Ein besseres Loos konnte sie für ihr Kind ja nicht wünschen und sie beurtheilte den Pastor Otto nach seinem heiligen Amte so günstig und hoch, daß sie es als ein Glück ansah, daß ihr Kind in das Haus und unter die Obhut eines Pfarrers komme.

Heinrich war mit dem Entschlusse seiner Mutter einverstanden, denn einen Pfarrer war er gewöhnt hochzuachten und konnte sich nicht vorstellen, daß ein Mann anders zu leben und zu handeln vermöge, als er von der Kanzel herab zu den Leuten predige. Er ermahne ja die Gemeinde, an Gottes Wort zu glauben und

darnach zu handeln, folglich müsse er es doch selbst auch thun.

Glückliche Unschuld, welche die Person noch nach dem Amte, das sie bekleidet, beurtheilt, glückliches Alter, bei welchem Reden und Handeln noch Eins sind und beide aus demselben Quell, dem Herzen, fließen! Einst kommt die Zeit, wo Du nicht mehr handeln kannst wie ein Kind, weil Du nicht mehr kindlich denken und fühlen darfst, dann wirst Du auch gewahr werden, daß Denken, Reden und Handeln im Leben nicht drei Geschwister, sondern drei Gegensätze sind, von denen ein jeder sein besonderes Ziel im Auge hat und verfolgt, dann aber, wenn Du dies erkannt hast, wird auch der schönste Theil Deines Glaubens und Vertrauens an die Menschheit geschwunden sein!

Wenige Tage darauf holte Pfarrer Otto Elisabeth aus dem Hause und den Armen ihrer Mutter ab. Die Freundlichkeit des Pfarrers nahm das Herz der Mutter gefangen und sie dankte Gott, daß er so väterlich für ihr Kind gesorgt und dieses der Obhut eines so freundlichen und frommen Mannes anvertraut habe.

Ein neues Leben begann für Elisabeth in dem Hause des Pfarrers, das ihr anfangs freilich ungewohnt und drückend genug vorkam. Zu Haus hatte sie, wie sie von ihren Eltern gelehrt war, Morgens und Abends ein stilles Gebet gesprochen, unbemerkt, für ihr Herz und Gott allein; in dem Hause des Pfarrers mußte Morgens und Abends zu bestimmter Stunde von jedem Hausbewohner ein von dem Pfarrer vorgeschriebenes Gebet mit lauter Stimme und auf den Knieen

hergesagt werden. Wie ungewohnt kam dem unschuldigen Mädchen dies vor. Es schien ihr, als ob dieses Beten nicht ein Bedürfniß des Herzens, sondern ein auf eine bestimmte Stunde des Tages festgesetzter Theil des Tagewerkes sei, das Gebet ward in ihren Augen dadurch herabgesetzt, es verlor das innig Poetische und Tröstende, es ward in Fesseln gelegt, zu einer alltäglichen Pflicht, zur Gewohnheit. Sie lernte zum ersten Male in ihrem Leben ein Gebet hersprechen, ohne sich Etwas dabei zu denken, denn schon der einzige Umstand, daß sie es laut, im Beisein Anderer sprechen mußte, hinderte sie, ihre Gedanken ruhig in das Gebet zu versenken und zu Gott empor zu richten.

Der Pfarrer pflegte nach jedem Gebet eine bald kürzere, bald längere Anrede an die Versammelten zu halten. Er eiferte dagegen, daß manche Menschen glaubten, sie müßten im Stillen und wenn sie dazu aufgelegt seien beten, aber ein solches Gebet sei nur ein Götzendienst ihres Egoismus, ein Götzendienst des eigenen Herzens, ein solches Gebet sei gottlos und Gott nicht wohlgefällig. Gott verlange, daß der Mensch zu ihm bete, der Mensch müsse sich zum Gebet zwingen, auch wenn er nicht dazu aufgelegt sei, das Gebet sei ein Dienst, den er dem Heilande darbringe und schuldig sei, weil dieser für die Sünden der Menschen freiwillig in den Tod gegangen und darauf auferstanden und gen Himmel gefahren sei. Der Körper verlange täglich Speise und Trank, ebenso verlange der Heiland täglich das Gebet. Der Mensch müsse eine bestimmte Stunde zum Gebet wählen, damit dieser Zwang ihm

lästig werde, und erst dann, wenn er mit Widerwillen zum Gebet niederkniee und trotz dieses Widerwillens bete, dann habe er wahrhaft gebetet, weil er dann die Stimme seines Fleisches zurückgedrängt und sich dem Dienst des Heilandes untergeordnet habe, dann werde aber auch der Heiland das Gebet erhören und die Sünden vergeben.

Elisabeth begriff solche Worte nicht, ihr Herz fühlte ganz anders, aber durfte sie den Worten des Pfarrers widersprechen, konnten seine Worte die Unwahrheit ausdrücken, da er ein von Gott in sein Amt gesetzter Geistlicher war! Mehr und mehr drängte sie aus frommer Scheu die Stimme ihres eigenen Herzens zurück und mehr und mehr verlernte sie zu beten, weil sie beten mußte.

Der Pfarrer widmete Elisabeth eine größere Sorgfalt und behandelte sie mit einer größeren Aufmerksamkeit, als sie erwartet hatte und als ihr, der Dienerin im Hause, zukam. Er ertheilte ihr zugleich mit mehreren jungen Mädchen aus dem Dorfe täglich eine Stunde religiösen Unterricht, und wundersame Dinge vernahm sie in diesen Stunden, die ihr unschuldiges Herz nicht zu begreifen vermochte. Manches verstand sie auch nicht, aber sie behielt doch die Worte in ihrem Gedächtniß.

Pfarrer Otto ließ in solchen Stunden seinem Eifer gegen die Freisinnigen und Rationalisten freien Lauf, er stellte sie nicht blos als Ketzer dar, sondern als Teufel und malte den Ort, in den sie einst kommen würden, noch schrecklicher als die Hölle. „Sie sind ohne alle Rettung für ewig verloren,“ sprach er, „denn sie haben

keinen Glauben und nur für Den, welcher Glauben hat, ist der Heiland in den Tod gegangen, nur Deren Sünden sind vergeben," und er sprach über die unendliche Gnade des Heilandes und Gottes. „Für unsre Sünden," rief er scheinbar begeistert, „ist Gott Fleisch und Blut geworden und für uns selbst in den Tod gegangen, ja seine Gnade ist so unendlich, daß es Gott und dem Heilande lieb ist, wenn wir sündigen, ja sie selbst machen den Menschen zum Sünder, sie selbst lassen ihn sündigen, nur um ihn wieder erlösen und ihrer Gnade theilhaftig werden lassen zu können. Eine sündige gefallene Jungfrau, welche Glauben hat, ist Gott lieber als eine sittenreine Jungfrau, welche keinen Glauben hat, jene wird er erlösen, diese aber ist für ewig verdammt. Ja, ein Mensch, der wahrhaften Glauben an den Heiland und seine Wunden hat, der kann gar nicht sündigen, denn alle Sünden sind ihm seines Glaubens wegen schon im Voraus vergeben. Die Mutter des Heilandes selbst blieb eine reine Junfrau, trotzdem daß sie geboren hatte, weil sie Glauben hatte, und auch Ihr," wandte er sich zu den Mädchen, „könnt nicht sündigen, Ihr könnt nicht fallen, so lange Ihr Glauben habt. Glaubt und jede Schwachheit des Fleisches ist Euch schon im Voraus vergeben, ja Ihr thut dem Heilande einen Wohlgefallen dadurch, wenn Ihr schwach im Fleische seid und im Fleische sündiget, denn Ihr gebt ihm dadurch Gelegenheit, Euch im Geiste zu erlösen um Eures Glaubens willen."

Wenn der fromme Pfarrer Otto auf solche Weise sich in seinen Religionsstunden ausgesprochen hatte, und

er that es fast täglich, dann ließ er sich wie erschöpft auf einen Stuhl nieder, seine Stimme ward sanft und leise, er nannte die Mädchen nur „fromme Schwestern in dem Herrn“ und forderte sie auf, ihm den Kuß der Liebe in dem Herrn zu geben. Und wenn die Mädchen errötheten und seiner Forderung nicht Folge leisteten, so stand er auf und küßte sie auf den Mund und drückte sie fest und sinnlich an seine Brust. Und die Mädchen wagten aus frommer Scheu nicht, sich zu sträuben; sprach auch die Stimme ihres Herzens dagegen, diese Stimme war ja nur ein Götze der Eigenliebe, und was der fromme Pfarrer thue, glaubten sie, sei recht; er war ja weit und breit berühmt wegen seiner Frömmigkeit, durften sie daran zweifeln? Aber der Samen, den der Pfarrer anfangs vorsichtig und leise in ihre Herzen gestreut, nachher immer dreister und kühner, keimte und wuchs schnell hervor und überwucherte alle Pflanzen der Vernunft und der inneren sittlichen Stimme, es war ja weiter kein Gärtner über den Garten ihres Herzens gesetzt als der Pfarrer, und der wollte es so. Ihm mußten sie ihre geheimsten Gedanken und Gefühle beichten und sobald sie nur Glauben hatten, verzieh er ihnen Alles im Namen des Heilandes.

Der Fabrikherr Otto besuchte jetzt öfter, als er früher gethan, seinen Bruder und mit Freude vernahm er, daß Elisabeth eine fromme, gläubige Magd geworden sei, und er war freundlich und zuvorkommend gegen sie. Durch ihn erfuhr der Pfarrer auch zuerst, daß Schröter für das von den Juden geliehene Geld das alte Försterhaus gekauft und es auf Richter's

Namen habe schreiben lassen, und er knirschte vor Wuth, denn nun waren all seine Pläne, Schröter zu verderben, vernichtet, und so viel die beiden Brüder nachsannen, einen neuen Plan vermochten sie für den Augenblick nicht zu entwerfen, sie beschlossen indeß, daß der Jude Schröter die dargeliehene Summe unverzüglich kündigen solle, um Schröter dadurch wenigstens in eine unangenehme Verlegenheit zu bringen.

Ohne es aber zu ahnen, hatten sie Schröter dadurch nur einen Gefallen erwiesen, denn es war ihm selbst unangenehm, daß er sich, vom Augenblicke gedrängt, an den Juden gewandt hatte, aber er dachte damals nur daran, seinem Freunde eine Ueberraschung zu bereiten. Noch vor dem gekündigten Termin zahlte Schröter dem Juden das Geld, welches ihm ein Freund in der Stadt geliehen hatte, zurück, und auf sein Drängen gestand ihm der Jude, daß er das Geld von dem Pfarrer Otto empfangen, und daß dieser es zurück verlangt habe. — Schröter mußte über den Gefallen, den ihm Otto wider seinen Willen erwiesen, lachen, aber er ward auch zugleich darauf aufmerksam, wie fein und heimlich der fromme Mann die Schlingen legte, in denen er ihn zu fangen gedachte. Je mehr er ihn aber verachtete, um so weniger fürchtete er ihn. Er wußte indeß, daß Otto seinen Freund Richter ebenso hasse, wie ihn selbst und für Richter war er besorgt. „Dieser gute Junge,“ sprach er zu sich selbst, „ist nicht dazu gewappnet, solchen Niederträchtigkeiten zu begegnen. Weil er selbst eine so treue, ehrliche Haut ist, traut er auch anderen Menschen stets das Beste zu und er ließe sich offen fangen, da

muß ich selbst für ihn Sorge tragen. Er sitzt zwar einstweilen auf seinem alten Waldschosse sicher und warm, aber es kann ihn nicht ernähren, wenn seine Schriftstellerei einmal nicht blühen und Frucht tragen will und das kann leicht kommen, denn die Buchhändler haben oft Launen, die eben so groß sind als die Lücken in ihren Geldbeuteln. Ich muß für ihn sorgen, er muß trotz Otto und Consistorium eine Pfarrstelle haben, eine gute bequeme Stelle; Ellis muß sie ihm verschaffen."

Schröter beschloß, sogleich in den nächsten Tagen nach der Stadt zu reisen und dem Herrn Consistorialrath einen Besuch abzustatten; ein unvorhergesehener Vorfall kam indeß hinzu, um diesen Vorsatz zu beschleunigen. —

Dieses Mal ist er unschuldig.

Schröter hatte den Pastor Binder besucht und da es, als er wieder heimkehren wollte, heftig an zu regnen fing, hatte er den Bitten des kleinen Pfarrers nachgegeben und war die Nacht über bei ihm geblieben. Als er am folgenden Morgen heimkehrte und in sein Zimmer trat, bemerkte er zu seinen Schrecken, daß sein Schreibsecretair erbrochen war. Bei genauerem Nachsehen fand er, daß sämmliche Schreibereien, Briefe und eine nicht unerhebliche Summe Geldes gestohlen waren.

Eine daneben stehende Commode war gleichfalls erbrochen. Die darin liegenden Kleidungsstücke waren durchsucht und lagen in Unordnung, von ihnen fehlte indeß keins. Mehre werthvolle Gegenstände des Zimmers waren gleichfalls unberührt gelassen, und aus allen diesen Zeichen vermuthete Schröter, daß der Dieb, der eine Fensterscheibe eingedrückt hatte und dann durch das geöffnete Fenster in die Stube gestiegen war, kein gewöhnlicher Spitzbube sei und es vorzugsweise auf seine Schreibereien und Briefe abgesehen habe. Eine silberne Uhr, welche gleichfalls offen in dem Secretair gelegen, war nicht mit gestohlen.

Da unter den Briefen sich auch die befunden hatten, welche von dem Consistorialrath Ellis herrührten und mit denen er diesen eingeschüchtert hatte, so fiel sogleich der Verdacht auf diesen.

„Ja, warten Sie nur, Sie schlauer Herr Consistorialrath," rief Schröter, „das war zu grob angelegt; die Fährte führt zu deutlich in Ihren Bau, als daß ich sie nicht sogleich hätte finden sollen. Sie glauben nun sicher vor mir zu sein, nun ich nicht mehr im Besitz Ihrer Briefe bin, aber es soll Ihnen wenig helfen, denn denjenigen Brief, der Ihren edlen Charakter am besten und meisten bloslegt, den habe ich noch, und er allein würde hinreichen, Sie in's Zuchthaus zu fördern. – Aber dumm, dumm, daß auch meine übrigen Briefe und namentlich mein Tagebuch mit gestohlen sind. Es steht zwar keine solche Schandthat darin, wie in den Briefen des Herrn Consistorialraths, aber ich habe soviel dummes Zeug darin geschrieben, was für keinen Anderen

bestimmt war. — Siehst Du Schröter," fuhr er nach kurzer Zeit zu sich selbst fort, „siehst Du nun endlich ein, daß du ein sehr großer Narr gewesen bist, all' Deine Gedanken und Gefühle stets zu Papier zu bringen, als ob sie gedruckt und der dankbaren Nachwelt überliefert werden sollten. — Du glaubtest, es werde sie nie Jemand zu Gesicht bekommen und nun sitzt der Herr Consistorialrath vielleicht schon darüber und macht Studien daraus. Nun siehst Du, was Du für ein dummer Esel gewesen bist," und er schlug sich bei diesen Worten vor die Stirn. Mit der ihm eigenthümlichen Entschlossenheit setzte er sich jedoch schnell über seinen Verlust hinweg und sann sogleich über die Schritte, die er nun zu thun habe, nach.

Er beschloß dem Gerichte keine Anzeige davon zu machen, „denn," sagte er zu sich selbst, „erstens hilft es zu nichts, und wenn es wider Vermuthen etwas helfen sollte, so würde das Gericht in den Besitz Deiner Papiere und Briefe kommen und sie vielleicht lesen, was Dir noch unangenehmer wäre, als der jetzige Verlust; zudem gönne ich auch den vertrockneten Actenköpfen den Genuß nicht, in meinem Tagebuche zu blättern und schöne Gedanken daraus zu schöpfen. Ich selbst will die Nachforschungen anstellen; selbst ist der Mann," und er steckte den Brief des Consistorialraths in die Tasche, schwang sich auf sein Pferd und eilte der Stadt zu.

Sogleich am folgenden Morgen ging er zu Ellis, der ihn mit zuvorkommender Artigkeit empfing. Schröter schaute ihm forschend in die Augen, aber er vermochte

aus dem kummervollen ängstlichen Gesichte desselben nichts zu lesen.

„Sie ahnen vielleicht, weshalb ich zu Ihnen komme, Herr Consistorialrath Ellis?“ brach Schröter das Schweigen.

„Nein, Herr Schröter, nein, ich weiß es nicht,“ erwiderte der Consistorialrath.

„Ich bitte Sie, Herr Consistorialrath, besinnen Sie sich, Sie wissen es und müssen es wissen,“ sprach Schröter, indem er ihm fest in's Auge blickte.

„Ich weiß es nicht. Betrifft es die Herrn Richter von mir zugesagte Pfarrstelle, so ist es mir bis jetzt noch nicht möglich gewesen, mein Versprechen zu halten.“

„Daß meine ich zunächst nicht,“ entgegnete Schröter, „es giebt noch eine andere und mich selbst betreffende Angelegenheit.“

„Ich weiß wirklich keine,“ wiederholte der Consistorialrath.

„Nicht? Nun ich will Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Ich bin vorige Nacht bestohlen, Herr Consistorialrath,“ sprach Schröter, ihn forschend ansehend, „alle meine Papiere und Briefe sind mir entwendet, und — auch Ihre Briefe sind darunter.“

„Meine Briefe,“ fragte der Consistorialrath sichtbar erschrocken, „meine Briefe?“

„Ja wohl, Ihre Briefe, außer diesem einen, der indeß hinreicht, Alles aufzudecken, wenn Sie mich nöthigen, das Gericht in Anspruch zu nehmen. Und Sie wissen von diesem Diebstahl nichts, Herr Consistorialrath, Sie wissen gar nichts von ihm?“

„So wahr ein Gott über mir ist,“ betheuerte Ellis, die Hand auf das Herz legend, „ich weiß nichts davon.“

„Ich bitte Sie, Herr Consistorialrath,“ erwiderte Schröter mit verachtendem Lächeln, „schwören Sie nicht, denn um so weniger bin ich geneigt, Ihnen zu glauben, berufen Sie sich nicht auf Gott, da ich weiß, Sie glauben nicht an ihn.“

Der Consistorialrath sprang unwillig auf. „Herr Schröter,“ sagte er mit lauter und ernster Stimme, indem er würdevoll vor ihn hintrat, „ich habe mich schwer vergangen, ich habe schwer gebüßt und bin gedemüthigt dadurch, daß ich in Ihre Hand und Ihren Spott gegeben bin; aber ich habe mit meinem früheren Leben abgeschlossen und hoffe durch ein bußfertiges Leben Gottes Vergebung zu erlangen. Rütteln Sie nicht an meinem Glauben an einen Gott, ich habe viel von Ihnen ertragen, aber dies werde ich nicht ertragen, ich werde es nicht. Ich erwarte Vergebung von Gottes Gnade und ich glaube an einen Gott über uns.“

Schröter schwieg einen Augenblick. Die Art und Weise, in welcher der Consistorialrath ihm so entschlossen entgegentrat, gefiel ihm; aber er war noch nicht mit sich Eins, ob diese Entschlossenheit wirklich ein Ausdruck der Wahrheit oder nur eine um so größere Frechheit sei. „Also nur weil Sie Gnade erwarten,“ erwiderte er ruhig, „glauben Sie an Gott, nur deshalb, und nicht aus innerem Drange?“

„Nein, nein,“ rief Ellis, aus wirklichem inneren Drange. „Mag mich auch das Bewußtsein meiner Schuld erst zu Gott zurück geführt haben; ich will es nicht

läugnen, ich bin lange Zeit verblendet gewesen, aber jetzt ist mein Glaube ein wahrhaftiger und er gilt mir höher als Amt und Stellung, als Ehre und Leben; ich lasse nicht an ihm rütteln, auch von Ihnen nicht, junger Mann, mag es kommen wie es will, ich bin schon unglücklich genug!"

Der Consistorialrath hatte diese Worte mit großer Heftigkeit gesprochen, seine bleichen Wangen hatten sich geröthet und er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Nicht ohne innere Bewegung schaute Schröter ihn an. „Herr Consistorialrath," sprach er endlich, „ich habe der frommen Heuchelei gespottet, ich weiß aber das Unglück, auch wenn es selbst verschuldet ist, zu achten, ist Ihre Gesinnung wirklich so, wie Sie gesprochen, so werde ich Ihnen zuerst die Hand wieder darreichen; aber jetzt sprechen Sie aufrichtig, wissen Sie um den Diebstahl? Bedenken Sie, daß Sie keinen Gewinn daraus zu ziehen vermögen, so lange ich im Besitz dieses einen Briefes bin; sprechen Sie aufrichtig!"

„Nein, ich weiß nichts davon, so wahr mir Gott helfen möge," erwiderte der Consistorialrath mit ernster, ruhiger Stimme.

„Ich glaube Ihnen," sprach Schröter, „Ihre eigenen Briefe sind mir mit entwendet, es muß deshalb auch Ihnen daran gelegen sein, den Thäter zu entdecken, und ich bitte Sie, ganz im Geheimen Alles anzuwenden, um zu erfahren, wer der Dieb ist."

„Haben Sie keine Vermuthung, keinen Verdacht?" fragte Ellis.

„Ich hatte einen, aber ich habe mich geirrt, und es ist mir sehr lieb, daß ich mich geirrt habe. Es ist kein gewöhnlicher Dieb gewesen, Werthsachen hat er unberührt gelassen, nur mein Geld und meine sämmtlichen Papiere und Briefe hat er mit sich genommen.“

„Und wem könnte vor Allem daran gelegen sein, Ihre Papiere und Briefe zu besitzen?“ fragte Ellis weiter.

„Außer Ihnen weiß ich in der That Niemand,“ antwortete Schröter, „denn daß sich Briefe von Ihnen dabei befanden, wußte außer Ihnen Niemand, und meine Papiere und Briefe sind für jeden Anderen ohne allen Werth, wenn ich sie auch sehr ungern misse.“

„Nehmen Sie die Hilfe der Polizei in Anspruch,“ rieth Ellis, aber Schröter erwiderte ihm lächelnd: „Sie vergessen, daß Ihre Briefe dabei sind, und daß die Polizei sie wahrscheinlich lesen würde. Um Ihretwillen werde ich es nicht thun.“

Eine verlegene Röthe überflog das Gesicht des Consistorialraths; er versprach indeß, Alles, was in seiner Macht stände, zur Ermittelung des Diebes aufzuwenden.

„Ihr eigenes Interesse erfordert es,“ sprach Schröter, „aber ich habe noch eine Bitte an Sie zu richten, sie betrifft meinen Freund Richter. Haben Sie noch keine Stelle für ihn? Er ist zwar für den Augenblick hinlänglich versorgt, aber er selbst würde ruhiger leben, wenn er eine sichere Stelle hätte, deshalb wünsche ich es sehr; Sie können ihm dreist eine Pfarre anver=

trauen, er ist besser, als Sie denken," fügte er lächelnd hinzu.

„Bis jetzt war es mir unmöglich, mein Versprechen zu lösen," erwiderte Ellis, „aber jetzt ist die Stelle in D. vacant und ich werde Alles aufbieten, daß Ihr Freund sie erhält."

„Gut, gut, Herr Consistorialrath, thun Sie das, ich werde dann nicht undankbar gegen Sie sein. Die Stelle in D. entspricht ganz meinen und Richters Wünschen."

„Ist es wahr," fragte Ellis nach kurzem Schweigen, „daß Sie für Ihren Freund das alte Försterhaus gekauft und es ihm geschenkt haben?"

„Ja."

„Und wodurch ist Richter Ihnen ein so lieber Freund geworden, daß Sie ihm ein solches Opfer bringen?"

„Ich habe ihm kein Opfer gebracht," gab Schröter zur Antwort; „oder ist es ein Opfer, wenn wir unseren Freunden beistehen und ihnen eine Freude machen wollen? Richter ist mein Freund, weil er ein kreuzbraver und treuer Mensch ist."

„Ich glaube, ich habe Sie beide verkannt," erwiderte Ellis.

„Und aus welchem Grunde?" fragte Schröter.

„Weil der Pastor Otto Sie mir einst ganz anders geschildert hatte, und ihm habe ich geglaubt, weil er ein frommer junger Mann war; ich sehe, auch er hat Sie verkannt."

„Nein, er hat uns nicht verkannt," rief Schröter, „sondern er hat uns nur verleumdet, ich kenne den er=

bärmlichen Menschen — doch genug davon!“ Schröter brach das Gespräch ab und verließ den Consistorialrath.

Schröter verhehlte sich nicht, welch' große Schwierigkeiten ihm die Entdeckung des Diebes machen würde. „Aber der Zufall,“ dachte er, „ist uns oft günstiger als alles Nachdenken und Forschen,“ und er begab sich in verschiedene Wirthshäuser und Restaurationen in der Hoffnung, daß der Zufall ihm irgend einen Wink, der ihn auf die richtige Fährte leite, an die Hand geben werde, aber all' sein Forschen blieb vergeblich. Ehe er indeß die Stadt verließ, begab er sich zu einem alten Universitätsfreunde, der die gelehrte Laufbahn verlassen hatte, oder, wie er zu sagen pflegte, von seinem Unglücksstern gewaltsam davon zurückgedrängt war, weil es außer allem Zweifel gewesen sei, daß er sonst ein äußerst gelehrter und berühmter Mann geworden wäre, und das habe ihm sein Unglücksstern nicht gegönnt. Marcus, so hieß der Unglückliche, war nämlich wegen verschiedener loser Studentenstreiche dreimal von der Universität relegirt, nachdem er zuvor unzählige Male auf dem Karzer gesessen, so daß seine Bekannten scherzend von ihm sagten, er habe nur die Universität bezogen, um Karzerstudien zu machen. Er gab deshalb nach so vieler Tücke seines Unglückssternes die gelehrte Laufbahn auf und um zugleich seinem Glückssterne, — denn Marcus behauptete, jeden Menschen begleite auf seiner Lebensbahn ein Glücks- und ein Unglücksstern — Gelegenheit darzubieten, sich ihm günstig zu erweisen, ward er Lotteriecollecteur, und da er ein äußerst gewandter,

mit allen Kniffen des Lebens vertrauter Kopf war, stand er sich sehr gut dabei. Seine Glücks= oder Lotteriepfarre, pflegte er zu sagen, gebe er nicht für die fetteste Superintendentur des ganzen Landes hin, denn für ihn gebe es keine Nieten.

Als Schröter in das Zimmer seines Bekannten Marcus trat, das keineswegs den Eindruck großer Ordnung machte, fand er ihn auf das Sopha ausgestreckt und eine Cigarre rauchend, während eine fast geleerte Flasche mit Wein auf dem Tisch neben ihm stand.

Sobald er Schröter erblickte, sprang er erfreut auf und eilte ihm entgegen. „Sei gegrüßt, Du alter Bursch'," rief er im scherzhaft poetischen Tone, „welcher Glücksstern führt Dich zu mir, dem Propheten des Glückes?"

„Mein Unglücksstern führt mich zu Dir," erwiderte Schröter in der Redeweise seines Bekannten, „mein Unglücksstern."

„Ha, ha, ich verstehe," lachte Jener, „und nun willst Du Dir bei mir Glück holen, recht so; aber nun komm' und setz' Dich, wir wollen einmal wieder zusammen anstoßen," und er holte schnell eine neue Flasche Wein hervor und füllte die Gläser. „Die alten Zeiten!" rief er, indem er das Glas emporhob und mit Schröter anstieß.

„Die alten Zeiten kommen nimmer wieder," entgegnete Schröter, der bei der Erinnerung an die Vergangenheit in Gedanken versank. „Sie kommen nie wieder," wiederholte er, „und sie waren doch schön!"

„Dem Teufel auch waren sie schön, abgesehen von der Malice meines Unglückssternes," rief Marcus, dem

der halbwehmüthige Ton Schröters nicht behagte „ich möchte sie noch einmal durchmachen, selbst mit Karzer und Relegation, aber Geld müßte ich haben, unendlich viel Geld, dann sollte ein flottes Leben beginnen."

Schröter schüttelte mit dem Kopfe. „Die Zeiten waren schön, aber ich glaube, ich würde jetzt nicht mehr für sie taugen."

„Hast Du etwa das Trinken verlernt?" lachte Marcus, indem er die Gläser von Neuem füllte.

„Nein, das Trinken nicht, aber das Zechen, das Zechen so nach rechter freier Herzenslust, frei, ohne Gedanken, ohne Sorgen," erwiderte Schröter.

„Und seit wann hast Du Sorgen?"

„Der Mensch macht sich welche, wenn er keine hat," gab Schröter zur Antwort. „Das ist, glaube ich, eine üble Eigenschaft Deines Unglückssternes, daß der Mensch, sobald er ein Paar Jahre auf seinem Nacken trägt, glaubt, ohne Sorgen nicht leben zu können, und er sorgt so lange, bis er Sorgen hat."

„Das ist's, das ist's, der verfluchte Unglücksstern," lachte Marcus, „aber er läßt sich bannen, dies ist die richtige Medicin gegen ihn," und er hob sein Glas empor, um mit Schröter anzustoßen.

Schröter erzählte ihm nun mit kurzen Worten den Diebstahl. „Es sind Papiere dabei," sagte er, „die ich sehr ungern misse, Briefe und mein Tagebuch, auch einige Briefe von dem Consistorialrath Ellis, und sobald Du namentlich über diesen irgend eine üble Nachrede hörst, so bitte ich Dich, mich sogleich davon in Kenntniß zu setzen. Ich weiß, daß Du mit vielen

Menschenkindern aus allen Ständen in Berührung kommst, daß Du ein feines, schlaues Gehör hast und daß Du der Einzige bist, der mir helfen kann, deshalb habe ich mich auch nur an Dich gewandt. Besondern Verdacht habe ich auf Niemand, eine nähere Fährte kann ich Dir vor der Hand noch nicht angeben, doch Du wirst schon wissen, was Du zu thun hast."

„Ich weiß es, ich weiß es," rief Marcus über das Zutrauen Schröters erfreut und dadurch geschmeichelt, „ich brauche nichts weiter zu wissen, ist es einem sterblichen Auge möglich, den Dieb zu entdecken, so erfährst Du seinen Namen durch mich, verlaß Dich darauf, Dein Freund Marcus hört mehr, als manche Leute sich träumen lassen und mein Glücksstern ist mir jetzt gewogen."

Schröter wollte nun heimkehren, allein Marcus ließ ihn nicht fort. „Nein, nein, Du wildes Blut, noch darfst Du mir nicht entlaufen," rief er, indem er eine neue Flasche auf den Tisch stellte. „Wir wollen einmal von den alten Zeiten reden. Was macht Dein Freund Richter?"

„Er schriftstellert und hat sich verheirathet," erwiderte Schröter.

„Das weiß ich. Er hat Glück mit seinem Romane gehabt, und um die Bertha beneide ich ihn, ein schmuckes Mädchen, sie muß ein allerliebstes Weibchen geworden sein. Als ich sie vor mehreren Jahren, ich war noch Studio, kennen lernte, war ich ganz vernarrt in sie und hätte mich nicht mein verfluchter Unglücksstern verfolgt, wer weiß, sie wäre jetzt am Ende mein; so

bin ich noch Junggesell, wie Du, Schröter, aber ich denke, wir heirathen bald, die Junggesellenwirthschaft taugt nichts mehr, wenn man älter wird. Ich weiß ein hübsches Weibchen für Dich."

„So?" fragte Schröter lachend, „Du hast wohl zugleich ein Heirathsbureau angelegt?"

„Nein, das nicht, es ist reine Freundschaft zu Dir, reine Freundschaft; ich meine Richters Schwester, ich weiß, das Mädchen hat ein Auge auf Dich."

„So?" fragte Schröter erstaunt, „und woher weißt Du das?"

„Ich weiß es schon seit Jahren, als wir als Studiosen bei Richter zum Besuch waren; es ist ein gutes und hübsches Mädchen, Schröter."

„Gewiß, sie ist ein gutes Mädchen."

„Und liebst Du sie nicht?" fragte Marcus weiter.

„Ich heirathe nicht," antwortete Schröter ausweichend, brach das Gespräch ab und schickte sich zum Fortgehen an. „Noch eine Bitte, Marcus, sobald Du die geringste Fährte des Diebes entdeckst, theile es mir sofort mit, und sollte Dir Dein Glücksstern die Papiere, Briefe und mein Tagebuch selbst in die Hände liefern, sende sie mir augenblicklich durch einen besonderen Boten, und wenn es zur Nachtzeit ist; später werde ich Dir sagen weshalb."

„Ist nicht nöthig," erwiderte Marcus, „es reicht hin, daß Du es wünschest und Du kannst Dich auf mich verlassen. Ich werde in diesen Tagen bei Dir vorsprechen, vielleicht entdecke ich irgend eine Fährte des Diebes, Du weißt, ich habe in solchen Sachen ein

scharfes Auge, und hätte mich mein Unglücksstern nicht mit solcher Malice behandelt und verfolgt, so wäre ich jetzt ein gelehrter Mann oder Polizei-Präsident."

„Gewiß," lachte Schröter, „gewiß und ich glaube sogar beides, Du wärst ein Fouché und Humboldt zugleich geworden, aber wer kann gegen seinen Unglücksstern ankämpfen?"

Schröter verließ schnell das Zimmer des Lotteriecollecteurs und trat seinen Heimweg an. Die Sonne hatte sich bereits am Himmel gesenkt und warf nur noch wenige ihrer goldenen Strahlen auf die Bäume. Schröter saß in tiefen Gedanken auf seinem Pferde und das Thier ging im langsamen Schritte den bekannten Weg, der durch einen schönen Wald führte. Plötzlich ward Schröter durch die Stimme zweier Männer, die ihm entgegenkamen, aus seinen Träumen erweckt. Er erkannte den Pfarrer Otto, der mit einem Fremden nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war. Mit einem freundlichen Gruße trat Otto zur Seite, aber ohne den Gruß zu erwidern, gab Schröter seinem Pferde die Sporen und sprengte rasch vorüber.

Ein Gedanke tauchte in ihm auf, als er den Pfarrer Otto erblickte: sollte er den Diebstahl veranlaßt haben? Aber gleich darauf ließ er den Gedanken wieder fallen. „Was sollte ihn dazu getrieben haben," sprach er zu sich selbst, „er kennt meine Papiere nicht, und wenn ich ihm auch solche Niederträchtigkeit zutraue, so weiß ich doch zu gut, daß er zu solcher That zu feig ist. Er haßt mich, aber er fürchtet mich auch, und nur wenn er im Geheimen mir schaden kann,

wird er es thun, zu einem so dreisten Schritte ist er unfähig.“ —

Als Schröter heimgekehrt war, stellte er nochmals die sorgfältigsten Nachforschungen an, um die Spur des Diebes zu erkennen, aber Alles war vergebens. An dem Tage vor dem Diebstahl war Niemand, auf den irgend ein Verdacht fallen konnte, in Schröter's Hause bemerkt worden und er wußte in der That nicht, auf welche Weise er seine Nachforschungen weiter fortsetzen sollte.

Einige Tage darauf kam Marcus zu ihm und beide überlegten nochmals, was zu thun sei, aber selbst das so scharfblickende Auge des Collecteurs vermochte nicht die geringste Spur zu entdecken. —

Wie ein Diebstahl ausgebeutet wird.

Mehre Wochen waren verflossen und Schröter hatte noch nicht das Geringste über die ihm gestohlenen Gegenstände erfahren, obschon er in seinen Nachforschungen nicht nachgelassen hatte; aber schon der Umstand, daß er nicht wußte, auf wen er seinen Verdacht richten sollte, machte ihm jede Nachforschung sehr schwierig.

Der Consistorialrath Ellis hatte ihm mit wenigen Zeilen geschrieben, daß auch er noch nicht die geringste Spur aufzufinden vermocht habe und hatte zugleich

hinzugefügt, daß Richter die versprochene Pfarrstelle in D. erhalten werde. Er habe Richter vorgeschlagen und dem Consistorium dringend empfohlen und das Consistorium habe ihn auch bestätigt, es sei der Beschluß desselben nur noch nicht schriftlich ausgefertigt, aber Richter werde in den nächsten Tagen die Bestätigung schriftlich zugesandt erhalten.

Schröter hatte keinen Anstand genommen, diese ihm so erfreuliche Nachricht seinem Freunde sofort mitzutheilen, da er wußte welche große Freude er Albert und den Seinen dadurch bereiten würde, und er hatte sich nicht geirrt. Sein Brief rief große Freude in dem Försterhause hervor, alle sahen Schröter als ihren Glücksstern an und Albert schrieb ihm zurück, daß er sein guter Engel sei und von ihm sowohl wie von all' den Seinen, nicht wie ein Freund und Bruder, sondern wie ein Engel geliebt und verehrt werde. „Es geht kein Tag, ich möchte fast sagen, keine Stunde hin," schrieb Albert, „in der wir nicht von Dir reden und es ist unser Aller sehnlichster Wunsch, daß Du stets bei uns und um uns sein mögest; dann erst wäre unser Glück ein vollständiges. Wir können Dir nichts bieten, können Dir selbst nicht einmal danken, aber ich denke, Du mußt es aus unsern Augen sehen, wie lieb, lieb wir Dich alle haben, Du bist ja unser Schutzengel."

„Die närrischen Leute," sprach Schröter, als er den Brief gelesen hatte und bei Seite legte, „die närrischen Leute, halten mich für einen Engel, nur weil ich ehrlich gegen sie bin und es gut mit ihnen meine," und er nahm den Brief wiederum zur Hand und las ihn noch-

mals durch. Eine Thräne trat ihm ins Auge. „Ja, ja,“ sprach er halb in Gedanken, „ich möchte wohl auch stets um Euch sein, aber es geht nicht, ich hielte es nicht aus. Das kleine Ding hier in der Brust läßt sich nicht immer zurück drängen, ich würde schwach werden und das will ich nicht. Sie nennen mich ihren Schutzgeist, ich will es werden, es ist ja das einzige Glück, das mir von vielen Träumen und Idealen übrig geblieben ist. Es hat dem guten Jungen doch eine rechte Freude gemacht, daß er endlich eine Pfarre erhalten hat, die Freude gönne ich ihm, wenn ich ihn nur auch zugleich von den Sorgen und dem Kummer, den diese Stelle ihm bringen wird, befreien könnte; aber eine neue Stelle erfordert neue Einrichtung, da muß Freund Schröter wohl helfen, er ist ja nun einmal der dumme närrische Schutzengel.“

Zwischen Schröters Entschlusse und der Ausführung desselben lag in der Regel nur eine kurze Spanne Zeit. Er eilte deshalb auch für die neue Einrichtung seines Freundes Sorge zu tragen und begab sich auf den Weg in die Stadt. Als er bei seinem Freunde Marcus einkehrte, erfuhr er zu seinem großen Erstaunen, daß der Consistorialrath Ellis vom Ministerium abgesetzt sei, wie der Consistorialpedell erzählt habe. Schröter war überrascht, schnell keimte indeß der Gedanke in ihm auf, daß dieser Vorfall, wenn er sich bestätigen sollte, wahrscheinlich mit dem Diebstahl seiner Papiere und der Briefe des Consistorialraths im Zusammenhang stehen werde, und er beschloß am folgenden Morgen den Consistorialrath zu besuchen.

Als Schröter am folgenden Morgen in das Zimmer des Consistorialraths trat, fand er ihn sehr ruhig und gefaßt, er kam ihm mit so ruhiger Miene entgegen, daß Schröter die Nachricht seines Freundes für einen Irrthum hielt.

„Das Unglück hat mich heimgesucht,“ sprach Ellis, „es scheint mit dem Diebstahl Ihrer Papiere im Zusammenhang zu stehen, wenn Sie mir die Wahrheit gesagt haben.“

Schröter sah ihn mit einem ernsten und verächtlichen Blicke an.

„Ich wollte Sie nicht kränken,“ lenkte Ellis ein.

„Glauben Sie,“ erwiderte Schröter, „daß, wenn ich irgend Etwas gegen Sie unternommen hätte, ich mich gescheut haben würde, es offen und unter meinem Namen zu thun; seit wann habe ich Ihnen Anlaß gegeben, an meinen Worten zu zweifeln und mir solche Gemeinheiten zuzutrauen?“

„Ich wollte Sie nicht kränken,“ wiederholte Ellis, „ich zweifle nicht an der Wahrheit Ihrer Worte.“

„Darf ich Sie bitten,“ sprach Schröter ruhiger, „mich über Das, was Ihnen begegnet ist, aufzuklären, denn ich weiß nicht, in wie weit ich dem Gerüchte glauben schenken darf.“

„Und was sagt das Gerücht?“ fragte Ellis.

Schröter zögerte einen Augenblick mit der Antwort, als Ellis ihn indeß forschend ansah, erwiderte er: „Sie seien abgesetzt.“

„Und weshalb?“

„Darüber habe ich nichts gehört,“ erwiderte Schröter.

„Lesen Sie selbst," sagte Ellis, indem er ihm ein Schreiben darreichte, und Schröter erfuhr aus dem von dem Minister v. Falken unterzeichneten Schreiben, daß Ellis seines Amtes entsetzt und angewiesen war, das Abtkreuz, welches seit Jahren seine Brust geschmückt hatte, zurückzusenden, „um eines Würdigeren Brust damit zu zieren," wie es in dem Schreiben hieß. Als Grund dieses Ministerialbeschlusses war auf einen inliegenden Brief von Ellis Hand hingewiesen, und es war hinzugefügt, daß in Anbetracht seiner langjährigen Dienste und des strebsamen Eifers, den er in mehrfacher Beziehung für das äußere Wohl der Kirche an den Tag gelegt habe, das Ministerium davon abgestanden habe, auf Grund jenes Briefes criminel gegen ihn zu verfahren, und daß ihm aus Rücksicht auf die hohe Stelle, welche er so lange bekleidet habe, ein Jahrgehalt von 300 Thalern bewilligt sei. Es sei indeß nicht blos der Wunsch des Ministeriums, sondern die ausdrückliche Bedingung, die es an die Verleihung dieses Jahrgehaltes knüpfe, daß er die Stadt verlasse, sich auf ein Dorf zurückziehe, um in der Zurückgezogenheit die Sünden früherer Jahre zu bereuen. Die beglaubigte Abschrift von Ellis' Brief sei den Acten beigefügt, und zum Schluß ward er noch mit frommer Wendung der unendlichen Gnade und Barmherzigkeit des Heilandes empfohlen.

Während Schröter das Schreiben gelesen hatte, war der Consistorialrath im Zimmer auf und ab geschritten.

„Wo ist der Brief?“ fragte Schröter, und Ellis reichte ihm denselben schweigend dar.

„Das ist einer der mir entwendeten Briefe,“ rief Schröter, sobald er ihn genauer betrachtet hatte. „Und wer hat den Brief dem Minister v. Falken gesendet?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Ellis.

„Haben Sie keinen Verdacht auf Jemand?“

„Nein.“

„Sollte nicht der Pastor Otto es gethan haben?“ fragte Schröter weiter.

Ellis schüttelte mit dem Kopfe. „Sein Schwiegervater, mein College, der Consistorialrath Bürger,“ erwiderte er, „ist durch dieses Schreiben noch mehr erschreckt, als ich. Er ist sogleich zum Minister v. Falken gereist, um den Beschluß des Ministeriums rückgängig zu machen und den Namen Dessen, der den Brief eingeschickt, zu erfahren, beides ist ihm nicht gelungen. Das Ministerium ist unerbittlich und der Brief ist anonym eingesandt. Bürger ist ein langjähriger und vertrauter Freund von mir und durch mich ist er Consistorialrath geworden; er ist tief betrübt.“

„Aber Otto?“ wiederholte Schröter seine Frage.

„Otto ist Bürgers Schwiegersohn, und er vor Allem ist mir zu Dank verpflichtet. Ich habe ihn mannigfach unterstützt und meinem Freunde Bürger zu Liebe, mehr als recht war, beim Examen begünstigt, ich habe ihn mehrfach vorgezogen, weil ich einen frommen, gläubigen jungen Mann in ihm erkannt hatte; er ist mein Freund.“

„Und wenn er es dennoch gethan hätte?“ entgegnete Schröter.

„Nein, nein,“ rief Ellis eifrig, „Otto ist es nicht gewesen; mag ich mich auch in Manchem in ihm geirrt haben, so vermag er nicht an mir zu handeln, er weiß, wie viel er mir zu danken hat; und wie sollte er zu dem Briefe gelangt sein?“

„Sie wissen,“ sagte Schröter, „daß mir die Briefe entwendet sind.“

„Und das trauen Sie Otto zu?“ fragte Ellis ganz erstaunt.

„Ja, ich traue es ihm zu, wenn ich auch nicht weiß, ob er es wirklich gethan hat.“

„Er hat es nicht gethan, er am allerwenigsten,“ entgegnete Ellis mit Bestimmtheit. Schröter schwieg, wenn er auch keine bessere Meinung von dem Pfarrer Otto gefaßt hatte.

„Was werden Sie nun beginnen, Herr Consistorialrath?“ fragte Schröter nach kurzem Schweigen.

„Ich werde mich, wie das Ministerium es verlangt, auf ein stilles, entferntes Dorf zurückziehen.“

„Aber Sie haben Familie,“ entgegnete Schröter. „Sie werden von dem geringen Jahrgehalte nicht leben können.“

Ein schwerer Seufzer drang aus des so hart getroffenen Mannes Brust. „Ich würde es ruhig ertragen,“ sagte er, indem er vor Schröter stehen blieb, „denn ich selbst habe es verschuldet, aber daß ich meine Familie mit in's Unglück hinabziehe, bricht mir fast

das Herz, denn sie ist unschuldig." Er wandte sein Gesicht ab, um seinen Kummer zu verbergen.

Bis in das Innerste durch das Unglück des so hochgestellten Mannes ergriffen, der noch vor Kurzem so günstig und allgemein geachtet dastand und nun entehrt, abgesetzt, mit seiner Schande auf ein Leben voller Entbehrungen gewiesen war, blickte Schröter ihn an. „Er hat es verdient, er hat es verschuldet," sprach er zu sich, aber sein Herz rief ihm wieder zu, wie hart, wie furchtbar der einst so stolze Mann getroffen war.

„Herr Consistorialrath" sagte er, „ich fühle Ihren Schmerz, darf ich Sie unterstützen?" — Ellis schwieg. „Fürchten Sie nicht," fuhr Schröter fort, „daß ich es nicht zu geben vermag, ich kann es entbehren. Mit 300 Thalern vermögen Sie nicht auszukommen, gern werde ich Ihnen jährlich eine meinen Kräften entsprechende Summe schenken."

„Nein, nein," rief Ellis, indem er sich zu Schröter wandte und eine Thräne in seinem Auge stand.

„Und weshalb nicht?"

„Ich kann es von Ihnen nicht annehmen, ich kann es nicht," erwiderte Ellis laut, „vor Ihnen stehe ich beschämt und gedemüthigt da wie vor keinem Menschen, von Ihnen kann ich nichts annehmen."

„Sie verkennen mich," sagte Schröter ernst, „nicht um Sie zu demüthigen, biete ich Ihnen meine Hilfe an, deshalb wahrlich nicht; jedes Unglück spricht zum Herzen. Ich war Ihr Freund nicht, so lange Sie hochgestellt und anscheinend glücklich waren, Ihr Unglück läßt mich Alles vergessen."

Ellis ergriff Schröters Hand. „Sie haben mich schwer, schwer gekränkt — aber ich weiß, daß Sie ein edler junger Mann sind, ich wünschte, ich hätte Sie unter anderen Umständen kennen gelernt. Eine Unterstützung kann ich aber von Ihnen nicht annehmen; ich werde mit der mir bewilligten Summe ausreichen, mein Leben ist bald zu Ende, und Gott wird sich dann der Meinen annehmen."

Schröter schwieg. „Noch eine Frage gestatten Sie mir," sprach er endlich, „ist es zuverlässig, daß mein Freund die Stelle in D. erhält."

„Sie können sich darauf verlassen, erwiderte Ellis, der Beschluß des Consistoriums ist gefaßt, und die Bestätigung ist vielleicht schon geschrieben und abgesandt."

Schröter verließ den unglücklichen Mann, ergriffen und ernst gestimmt. — Das Unglück eines Andern, zumal wenn es selbst verschuldet ist, wenn es als eine Strafe erscheint, erregt ja in jedem edlen Herzen eine heilige Scheu und Achtung, denn es offenbart sich darin die göttliche Nemesis oder ein geheimnißvolles, dem Menschen oft unerklärbares Walten von Ursache und Wirkung; der Mensch sieht einen Zusammenhang desselben, ein inneres Gefühl sagt ihm, daß dieser Zusammenhang da sei und da sein müsse, aber sein Auge vermag ihn nicht zu erblicken, und es treten Kräfte und Menschen dazwischen, die ihm oft am wenigsten geeignet erscheinen, jenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu vermitteln oder als Werkzeug einer höheren Kraft zu dienen. Diese Idee spricht sich in dem Bewußtsein aller Völker aus und bildet einen wesentlichen Antheil der Religionen,

so verschiedenfach diese Idee in denselben auch aufgefaßt und ausgedrückt sein mag. Das ist das Zürnen des Jehova, das sind die Furien, die sich an die Fersen des Oedipus heften, das ist das unabwendbare Geschick, welches Allah verhängt, das ist die Idee, welche die katholische Kirche durch das Fegefeuer und die Hölle verbildlicht, als deren Vermittler sie den Priester dazwischen schiebt, das ist dieselbe Idee, auf deren Grundlagen das Lutherthum erbaut ist.

Und diese Idee, in welcher sich der höchste Begriff der Gerechtigkeit ausspricht, ohne mit dem göttlichen Gnadenbegriffe in Collision zu gerathen, diese Idee hatte Schröter tief ergriffen. Er bedauerte den unglücklichen Mann, weil noch nicht jedes bessere und edlere Gefühl in ihm erstorben war, weil er noch Ehrgefühl genug besaß, seine Schande zu empfinden und weil die Reue das Elend noch größer machte.

Wirkliche Reue ist ja nicht leicht; sie hofft nicht auf die Gnade und Vergebung Gottes, sondern das ist der höchste Begriff derselben, daß sie die gestörte Harmonie, daß sie den vernichteten Seelenfrieden durch innere Kämpfe wieder herzustellen sucht. Was im Herzen verbrochen, läßt sich nur im Herzen wieder ausgleichen. Ellis hatte freilich die Reue nicht in diesem Sinne aufgefaßt, denn dazu fehlte ihm die innere Kraft und Geistesstärke, sondern er klammerte sich ängstlich an den Begriff der göttlichen Gnade und suchte sich durch Buße, durch Beugen und Bücken seines Herzens und Glaubens unter das Schutzdach der göttlichen Vergebung zu flüchten.

Schröter dachte an diesem Tage nicht mehr daran, für seinen Freund und dessen Ueberraschung zu sorgen; um sich zu zerstreuen, ging er in ein Kaffeehaus, nahm ein Zeitungsblatt in die Hand, ohne jedoch darin zu lesen, da seine Aufmerksamkeit durch das Gespräch mehrerer Männer gefesselt wurde; es betraf die Absetzung des Consistorialraths Ellis und sie ergingen sich in Vermuthungen über den Grund der Absetzung, der ihnen unbekannt war. Zu seinem Erstaunen bemerkte Schröter, daß der Pastor Otto in das Café trat und sich zu den Männern setzte, ohne ihn zu bemerken, da er in einer Fensternische und mit dem Rücken ihm zugewandt saß.

Machte Otto's Ankunft auch auf Schröter einen unangenehmen Eindruck, da es eine „Malice seines Unglückssterns“ — würde sein Freund Marcus gesagt haben, — zu sein schien, daß ihm dieser ihm verhaßte Mensch überall entgegentrat, so blieb er doch still sitzen, aufmerksam auf das Gespräch lauschend.

Otto schien über das Geschick des Consistorialraths Ellis tief bekümmert zu sein, er beklagte das Unglück des frommen, ehrenwerthen Mannes. „Ein schandbares Bubenstück steckt dahinter,“ sprach er, „und es ist das Schlimmste, daß die Frommen keine Waffen gegen solche Niederträchtigkeiten in der Hand haben, sie sind in der Regel in Bezug auf das Treiben der Welt einfältigen Sinnes, unbefangen wie die Kinder. Amt und Stellung wollte ich mit Freuden dafür hingeben, könnte ich den Schritt ungeschehen machen, denn Ellis ist mein Freund, mein Wohlthäter, er hat wie ein Vater für mich gesorgt. Mein Schwiegervater ist zum Minister v. Falken geeilt,

hat sich ihm zu Füßen geworfen, vergebens, er vermochte seinen Freund nicht zu retten, aber er ist entschlossen, sein Amt niederzulegen und seinen Freund nicht zu verlassen. Die Frommen," sprach er mit einem Seufzer, „werden schwer heimgesucht, aber der Herr weiß, daß er sich auf sie verlassen kann, sie sind ihm die Ecksteine in dieser Welt, und einst, wenn er wieder kommt, dann wird er diese Ecksteine sammeln und den Tempel seines ewigen Reiches darauf gründen."

Die Männer unterließen nicht, dem Pfarrer Otto wegen seiner frommen und aufopfernden Gesinnung Lobeserhebungen zu sagen, die dieser mit demüthiger Miene annahm. Er erzählte viel von den frommen und gottwohlgefälligen Thaten des Consistorialraths Ellis, er nannte ihn stets seinen väterlichen Freund und Rathgeber und wußte bei jedem Lobe, das er ihm ertheilte, ein gutes Theil auf seine eigene Person fallen zu lassen.

„Es würde gut in der Welt und in diesem Lande stehen, wenn Alle von einem solchen Glauben im Herrn erfüllt wären wie mein väterlicher Freund, der Consistorialrath Ellis und Hunderte mit ihm," rief er laut, „aber immer noch herrscht der Antichrist in der Gestalt der Freigeister und Rationalisten in diesem Lande, und ehe sie nicht verschwunden und vernichtet sind, ehe wird uns das hohe Werk, das Reich des Herrn hier auf der Erde zu errichten, nicht gelingen."

Schröter fühlte sich bei diesen Herzensergießungen Otto's in der That so ungemüthlich, daß er aufstand, um das Zimmer zu verlassen. Jetzt erst bemerkte ihn Otto und erschrak sichtbar bei seinem Anblicke. Er grüßte

Schröter indeß mit möglichst freundlicher Miene, aber dieser ging, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, an ihm vorüber.

Eine Herzenssache und criminelle Ueberraschung.

„Frauenseelen gleichen dem milden Oele, das entbrannt nicht mehr zu löschen ist, außer durch die kühle Erde“ sagt Jean Paul in seinem Katzenberger, und das ist ohne allen Zweifel wahr, denn ist das Oel des weiblichen Herzens einmal durch die Liebe entbrannt, so ist es nicht zu löschen, sondern die Flamme schlägt aus dem Herzen über die Zunge empor. — Die Männer, „diese kosmopolitischen Spitzbuben,“ wie sie Jean Paul nennt, wissen sich schon eher zu helfen, sie legen das Herz an das Leitseil ihres Geistes und droht die Flamme in dem Herzen ja einmal hoch empor zu lodern, so stopfen sie das Herz mit dem Pfropfen ihres Verstandes zu. So stark auch ein Weib in dem Verbergen ihrer Liebe und Gefühle der Welt gegenüber ist, so schwach ist sie gegen eine vertraute Freundin. Die Frauen haben Herzensfreundinnen, während der Mann nur Lebens- und Geschäftsfreunde kennt.

Bertha und Anna waren zwei solcher Herzensfreundinnen und alle ihre kleinen Herzensgeheimnisse vertrauten sie sich gegenseitig an. Bertha hatte schon längst gemerkt, daß Anna Schröter liebte, aber Anna hatte es

stets geleugnet. Endlich am Abende jenes Tages, wo Schröter zum letzten Male im Försterhause gewesen wär, hatte Anna gestanden, daß sie Schröter liebte und weinend hatte sie an dem Herzen Bertha's Schutz und Trost gesucht, aber alle liebevollen Worte Bertha's vermochten sie nicht zu trösten. Nun das so lange mit äußerster Anstrengung zurückgehaltene Geheimniß ihres Herzens einmal durch den Mund frei herausgetreten war, gab sich Anna auch ganz ihrem Schmerze hin, denn sie wußte, daß Schröter sie nicht liebte, daß ihre Liebe eine hoffnungslose war.

Bertha suchte sie dadurch zu trösten, daß sie darauf hinwies, wie Schröter stets so freundlich gegen sie sei, und daß er dies nicht sein würde, wenn er sie nicht liebe.

Anna schüttelte mit dem Kopfe. „Er liebt mich nicht,“ schluchzte sie, „gerade seine Freundlichkeit sagt es mir am deutlichsten; er hat kein anderes Wort für mich als für Dich, für Albert und den Vater, seine Freundlichkeit kommt mir so kalt vor, so kalt, sie mag Freundschaft sein, aber mehr ist sie nicht.“

Das milde Oel ihrer Seele war entbrannt und sie vermochte es nicht zu löschen. Ihre Heiterkeit war geschwunden, das frische Roth ihrer Wangen verlor sich von Tage zu Tage mehr und mehr. Bertha begriff sie und ihren Schmerz, sie hatte es ihrem Manne mitgetheilt, aber Männer vermögen nie ganz die Gefühle eines Frauenherzens zu begreifen, und Albert vermochte noch weniger zu helfen als Bertha. Da faßte Bertha, ohne Anna und Albert das Geringste davon zu sagen,

einen Entschluß und der Zufall kam ihr zur Ausführung entgegen. —

Als Schröter die Stadt am andern Tage verlassen hatte, eilte er nicht heim, sondern zum Försterhause, um seinen Lieben einen Besuch abzustatten. In Gedanken versunken schritt er durch den Wald, in dem das Försterhaus lag, als plötzlich eine ihm wohlbekannte Frauenstimme seinen Namen rief. Erschrocken und erfreut zugleich blieb Schröter stehen, und gleich darauf stand Bertha vor ihm und reichte ihm, der sichtbar verlegen war, ihre kleine Hand dar.

„Sie sind allein und so weit von der Försterwohnung?" fragte Schröter.

„Weshalb nicht," erwiderte Bertha unbefangen, „hier im Walde bin ich sicher, Albert arbeitet, der Papa und Anna sind im Garten beschäftigt, da mußte ich allein gehen, weil mich der schöne Morgen mit aller Gewalt in den Wald lockte. Mir hat geahnt," setzte sie lächelnd hinzu, „daß Sie heute kommen würden, und ich hoffte, Sie unterwegs zu treffen."

„Sie haben geahnt?" fragte Schröter verlegen.

„Ja, ich wußte es und wünschte es," antwortete Bertha, indem sie zutraulich ihren Arm in den seinigen legte.

In Schröter's Herzen stürmte und kämpfte es, er schwieg und ging mit schnellen Schritten weiter.

„Man merkt es Ihnen an," sagte Bertha, „daß Sie nicht gewöhnt sind, eine Frau am Arme zu führen, sonst würden Sie fein langsam gehen. Aber wes=

halb sind Sie so trübe gestimmt, was fehlt Ihnen, Schröter?"

„Nichts, nichts," entgegnete Schröter schnell, „in der That nichts, ich fühle mich sehr wohl; aber Albert möchte Sie vermissen und suchen, lassen Sie uns heim eilen."

„Nein, Sie Wildfang," lachte Bertha, „heute entkommen Sie mir nicht so schnell; Albert weiß, daß ich im Walde bin; heute müssen Sie mir beichten," und sie hielt ihn am Arme zurück.

Schröter schwieg halbverwirrt.

„Ich weiß, was Ihnen fehlt, Schröter, Sie lieber Freund," sprach Bertha, indem sie ihm zutraulich in's Auge blickte, „Ihnen fehlt ein Herz, dem Sie Alles, was Sie drückt und peinigt, anvertrauen können, Ihnen fehlt ein Herz, von dem Sie sagen können, es gehört mir, mir, ihm darf ich Alles sagen. Haben Sie solch' ein Herz?"

Schröter schüttelte schweigend mit dem Kopfe.

„Und wenn ich nun ein solches Herz für Sie wüßte," sagte sie, indem sie seine Hand ergriff, „wenn ich ein Herz wüßte, das Sie mehr als wie einen Freund liebt, das Sie verehrt und anbetet?"

Schröter suchte seine Hand aus Bertha's Händen zu befreien, aber sie ließ dieselbe nicht los. Eine dunkle Röthe überflog sein Gesicht, sein Herz pochte fast hörbar laut und drohte ihm die Brust zu zersprengen. „Und Sie wissen ein solches Herz?" fragte er zitternd.

„Ja, Sie lieber Freund," erwiderte Bertha, „wie konnte Ihnen das Herz so lange verborgen bleiben,

wie konnte Ihnen so lange entgehen, daß Anna Sie so herzlich liebt?"

„Anna!" rief Schröter laut und seine Augen waren starr auf Bertha gerichtet, während er mit der Rechten sein Herz gewaltsam in seiner Brust zusammenpreßte, „Anna!"

„Ja, Anna," entgegnete Bertha, „Anna liebt Sie, und ich mußte es Ihnen sagen, weil ich den Schmerz des armen Mädchens nicht länger mehr ansehen konnte, sie ist ein gutes, sanftes Mädchen."

Schröter schwieg.

„Und Sie haben mir nichts darauf zu erwidern?" fragte Bertha.

„Doch, doch, sie ist ein gutes, sanftes Mädchen," wiederholte Schröter, kaum wissend, was er sprach.

„Und Sie haben keine Liebe für das arme Mädchen?" fragte Bertha weiter.

„Ich liebe sie wie ein Freund, wie ein aufrichtiger Freund, ich liebe sie wie ihren Vater, selbst wie Albert," rief Schröter schnell.

„Und mehr nicht?"

„Ich kann nicht, ich kann nicht," rief Schröter verwirrt, indem er sich von ihr losriß und schnell weiter eilte.

„Anna, arme Anna," sprach Bertha, „für Dich weiß ich keine Hilfe." — Mit Mühe holte sie Schröter wieder ein. „Was ich Ihnen gesagt habe, Schröter," sprach sie, „das muß ein ewiges Geheimniß zwischen uns bleiben, selbst Albert dürfen Sie es nicht sagen;

wenn Anna es erführe, dem armen Mädchen würde das Herz brechen."

Schröter bejahte ihre Bitte mit einem Kopfnicken und schweigend schritten beide dem Försterhause zu. In Schröter's Brust stürmte und wogte es wild und chaotisch durcheinander. Wie ein Träumender ging er an Bertha's Seite. Er fürchtete sich nicht, Anna gegenüber zu treten, denn er dachte nicht daran, sonst würde er wahrscheinlich gar nicht mitgegangen sein. Als sie sich dem Försterhause näherten, sahen sie zwei Gensdarmen zu Pferde davor halten. Weinend und zitternd kam ihnen Anna entgegengestürzt und vermochte kaum vor Weinen ihnen mitzutheilen, daß zwei Polizeibeamte im Hause seien, bei Albert Haussuchung hielten und ihn verhaftet hätten.

Bertha schrie laut auf. „Was?" rief Schröter, der durch diese Worte seine volle Geistesstärke und Besonnenheit wieder erlangt hatte, aber dennoch glaubte, Anna's Phantasie und Schrecken habe Alles etwas vergrößert. „Albert verhaftet?" und mit diesen Worten stürzte er schnell auf das Haus zu und eilte auf Albert's Zimmer.

Wie Anna gesagt hatte fand er hier zwei Polizeibeamte, welche Albert's Papiere durchsuchten und mit Beschlag belegten. Albert und der alte Förster standen erschrocken, verwirrt daneben. Als sie Schröter erblickten, eilten sie ihm entgegen und Albert fiel seinem Freunde um den Hals.

„Was ist das, was ist das, Albert? weshalb diese Haussuchung?" fragte Schröter hastig.

„Ich weiß es nicht, ich vermag es mir nicht zu erklären," erwiderte Albert mit Thränen in den Augen.

Schröter eilte auf die Polizeibeamten zu und indem er mit Ruhe, aber in gebieterischer Haltung die Hand auf die Papiere, welche sie so eben zu durchsuchen im Begriff waren, legte, sprach er. „Ich muß Sie ersuchen, meine Herren, mir zuvor, ehe Sie diese Papiere anrühren, anzugeben, mit welchem Rechte und weshalb Sie sich an dem Eigenthum des Herrn Richter vergreifen."

Erstaunt blickten die Polizeibeamten den Mann an, der sie so kühn in ihrer Function zu stören wagte. „Wer sind Sie?" fragte der Eine in barschem Tone.

„Richters Freund," antwortete Schröter ruhig.

„Und wie heißen Sie?" fragte der Polizeibeamte weiter.

„Mein Herr," rief Schröter ärgerlich, „ich begreife nicht, wie Sie sich das Recht anmaßen können, mich hier examiniren zu wollen, zumal Sie mir noch die Erklärung auf meine Frage schuldig sind."

„Sie haben gar keine Erklärung zu fordern," erwiderte der Polizeibeamte, „wir thun, was uns befohlen ist: Haussuchung und Festnahme des Candidaten Albert Richter."

„Hast Du die Bevollmächtigung der Herren gelesen?" wandte sich Schröter an Albert.

Albert schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Gut, so laß sie Dir erst zeigen," fuhr Schröter fort, „und bis dahin möchte ich Ihnen rathen, die Sachen unangerührt zu lassen," wandte er sich an die

Polizeibeamten, die ihm in nicht sehr liebevoller Weise antworteten.

Albert sah es an Schröter's Augen, daß sein Aerger und Unmuth einen stürmischen Ausbruch drohte und um diesem vorzubeugen, wandte er sich zu ihm: „Komm' Schröter, das Ganze wird auf einem Irrthum beruhen, der sich bald lösen muß."

Bei dem Namen Schröter horchten die Polizeibeamten auf und als Schröter das Zimmer verlassen wollte, hielt ihn der Eine derselben zurück und fragte ihn, ob er Schröter heiße.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, ja," erwiderte Schröter mit spöttischer Miene.

„Und Sie sind der Besitzer des Wirthshauses: Am Wege?" fragte der Polizeibeamte weiter.

„Auch das, wenn es Ihnen gefällig ist," lautete Schröter's Antwort.

„So sind Sie unser Arrestant," rief der Polizeibeamte schnell, „unser Befehl lautet, auch Sie festzunehmen und Ihre Papiere mit Beschlag zu belegen. Dies Letztere ist bereits geschehen, das Erstere vermochten wir nicht, weil wir Sie nicht zu Haus antrafen."

Schröter erschrak bei dieser Nachricht sichtbar, er faßte sich indeß schnell und nahm seine vorige spöttisch lächelnde Miene wieder an.

„Und weshalb geschieht dies Alles, wenn ich Sie fragen darf?" sprach er.

„Das wird Ihnen das Gericht sagen," erwiderte der Polizeibeamte, „wir haben nur den Befehl, Sie und Ihre Papiere festzunehmen."

„So werden Sie die Gefälligkeit haben, mir zuvor Ihre Bevollmächtigung vorzuzeigen, sonst möchten Sie mich vielleicht sehr ungeneigt finden, Ihnen zu folgen.“

Der Polizeibeamte überreichte Schröter den schriftlichen Verhaftungsbefehl. Schröter las ihn durch, fand indeß keinen Grund der Verhaftung darin angegeben. Indem er das Schreiben dem Polizeibeamten scheinbar ganz gleichgiltig zurückgab, wandte er sich an Albert. „Du hast zum wenigsten Gesellschaft bekommen, und wenn ich auch heute erst aus der Stadt gekommen bin, so ist es mir doch nicht unangenehm, in Deiner Gesellschaft dorthin zurückzukehren und ich verspreche mir viel Spaß von der Entwickelung und Lösung dieser Sache, die mir bis jetzt allerdings noch ein Räthsel ist.“

Albert war indeß wenig geneigt, auf Schröter's scherzhaften Ton einzugehen. Bertha stürzte weinend in's Zimmer und fiel fast ohnmächtig in Albert's Armen nieder und nur die lebhaftesten Versicherungen Albert's und Schröter's, daß das Ganze auf einem Irrthum beruhen werde und höchstens das Unangenehme einer kleinen erzwungenen Reise nach der Stadt mit sich bringe, vermochten sie zu beruhigen. Alle Bewohner des Försterhauses hatten sich in dem Zimmer versammelt und blickten mit ängstlichen Mienen auf die beiden Polizeibeamten. Als diese mit der Durchsuchung, Versiegelung und Beschlagnahme der Papiere zu Stande gekommen waren, wandte sich der eine derselben zu Schröter, zog eine Handschelle aus der Tasche und ergriff Schröter's Hände, um dieselben zusammen zu schließen.

Bertha und Anna schrien bei dem Anblick der Hand-

schelle laut auf, allein Schröter zog schnell seine Hände zurück, riß dem Polizeibeamten dieselbe aus der Hand und warf sie ihm zu Füßen. „Bin ich ein Mörder oder ein Dieb," rief er heftig, indem er einen Schritt auf den Polizeibeamten zutrat, „daß Sie es wagen können, mir die Hände schließen zu wollen? Habe ich mich geweigert, Ihnen zu folgen, oder habe ich den geringsten Versuch gemacht, zu entfliehen? Zeigen Sie mir sofort Ihre Vollmacht, mich schließen zu dürfen, oder ich werde von Ihrem Benehmen Anzeige machen und Beschwerde führen. Wenn Sie noch keinen Unterschied zu machen verstehen zwischen einem gemeinen Diebe und Mörder und einem ordentlichen Manne, so begreife ich überhaupt nicht, wie man Sie zu einem Polizeibeamten hat machen können."

Schröter hatte diese Worte mit solcher Heftigkeit, aber zugleich mit einem solchen imponirenden Tone gesprochen, daß der Polizeibeamte sichtbar verlegen und verwirrt ward.

„Zeigen Sie mir Ihre Vollmacht, mich schließen zu dürfen" verlangte Schröter halb befehlend, und der Polizeibeamte wohl wissend, daß er zu weit gegangen war, nahm schweigend die Handschelle vom Boden auf und steckte sie in die Tasche, während der Andere Schröter zu beruhigen sich bemühte.

„Ich werde mich über das ungebührliche Betragen beschweren" erwiderte Schröter ruhig, „jetzt bin ich bereit, Ihnen zu folgen."

Während Bertha und Anna laut weinten und wehklagten und dem armen Albert das Herz dadurch noch

schwerer und beklommener machten, während der alte Förster über die Frechheit der Polizeibeamten so sehr erzürnt und aufgebracht war, daß er alle Augenblicke im Begriff war, sie beim Kragen zu fassen und aus dem Hause zu werfen, und während die alte Rose so ungebührlich und laut lamentirte und jammernd in die Hände schlug, als ob Albert und Schröter sofort zum Schaffot geführt würden, suchte Schröter die ganze Sache in's Scherzhafte zu ziehen und ließ zum großen Aerger der Polizeibeamten seinem Humor und Witz den freiesten Lauf. Als aber Bertha mit Thränen in den Augen ihn bat, Albert nicht zu verlassen, als sie seine Hand ergriff und ihn ihren lieben, lieben Schröter nannte, da ward es auch ihm zu viel und zu weich im Herzen und er trieb zum Aufbruch.

„In wenig Tagen sind wir beide gesund und frisch wieder da,“ rief Schröter als sie fortgingen, „denkt daß wir beide zum lustigen Kindtaufschmause gingen und Euch Kuchen und Torte mitbrächten; unsre Kost wird zwar etwas einfacher sein, aber was thut es, wir sind um so sicherer, daß wir uns den Magen nicht verderben. Adieu,“ rief er noch einmal mit seinem Hute einen Gruß zu winkend, „auf glücklich Wiedersehn!“

Auf glücklich Wiedersehn! Diese wenigen Worte haben schon das Herz manches Scheidenden getröstet und ruhiger gestimmt, an sie hat sich schon so manche bekümmerte Seele geklammert und manches Herz und manche Seele sind schon dadurch getäuscht. Auf Wiedersehn! ruft der Greis auf dem Todesbette seinen Lieben zu, wenn er für immer von ihnen Abschied nimmt; er

hofft es, er wünscht es, — aber wer weiß es, ob der Tod nicht alle Hoffnungen und Wünsche mit einem Male vernichtet. Auf glücklich Wiedersehn! ruft der Vater seinem Sohne zu, wenn er in die Fremde oder in den Krieg zieht und nimmer schaut ihn vielleicht sein Auge wieder. Auf glücklich Wiedersehn! — der Mensch denkt und Gott lenkt. —

Schweigend gingen die beiden Freunde von den beiden Polizeibeamten und Gensdarmen gefolgt nebeneinander, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Vor Albert's Augen, vor seinem Geiste zogen wilde, verworrene Bilder vorüber, aber keins vermochte er zu fassen und zu fixiren. Es erschien ihm Alles wie ein schrecklicher Traum, so plötzlich, so unvermuthet war es gekommen und so dunkel und unbegreiflich war Alles, er vermochte es nicht zu begreifen, ja er vermochte nicht einmal darüber nachzudenken, sondern er fühlte nur einen schweren, tiefen Schmerz in seinem Herzen. Fortgerissen von seinem Weibe, von den Seinen, fortgerissen mitten aus seinem Glücke und seinen Hoffnungen, und vor ihm das Gefängniß mit allen Schrecken, die ihm seine aufgeregte Phantasie noch greller und schrecklicher ausmalte.

Schröter hatte seine vollständige Geistesruhe wiedererlangt. Er fürchtete Nichts, sondern sann über die Lösung dieser ihm noch räthselhaften Sache nach. An einen Irrthum glaubte er nicht, er ahnte einen Zusammenhang mit den ihm gestohlenen Papieren, vermochte ihn aber gleichwohl nicht klar zu erkennen. Je weniger er sich aber irgend einer strafbaren Handlung

bewußt war, um so leichter vermochte er sich mit dem Gedanken zu trösten: die Zeit wird es aufklären. Er blickte Albert an und erschrack fast über dessen bleiches, kummervolles Gesicht.

„Du bist doch ein richtiger Narr, Albert," sprach er, indem er seinen Arm in Albert's Arm legte, „ich glaube gar, Du machst Dir Sorge und malst Dir schreckliche Bilder aus. Fasse das Ganze als eine kleine lustige Lebensepisode auf, und damit basta. Du wirst späterhin selbst darüber lachen, und es ist in der That lächerlich, stell Dir nur vor, wir als zwei ehrsame Candidaten der Theologie gefangen, und von zwei Polizeibeamten und zwei bewaffneten Gensdarmen zu Pferde, mit geladenen Gewehren, — denn wenn die Dinger nicht geladen wären, so verlöre das Ganze seinen schauerlichen Charakter, — eskortirt und in's Gefängniß gebracht, all' unsre diplomatischen und geheimen, hochverrätherischen, staatsverbrecherischen, Majestät beleidigenden, Aufruhr predigenden, Revolution und geheime Verschwörungen betreffenden Schriften und Briefe versiegelt und mit Beschlag belegt! Sieh nur wie der Kerl mit Deinen Schriften unter dem Arm unter der Last keucht, ich glaube der Esel hat im Diensteifer jedes Stückchen Papier, beschrieben oder nicht beschrieben aus dem ganzen Hause zusammen gesucht, Deinen ganzen neuen Roman, alle früheren Liebesbriefe, Bertha's und Anna's sämmtliche Haus-, Garten-, Küchen- und Wirthschafts-Bücher; ich will ein Narr sein, wenn der Kerl nicht zum wenigsten drittehalb Ballen Papier unter dem Arme schleppt."

Unwillkürlich blickte sich Albert nach dem Polizei-

beamten um und mußte wirklich lachen, als er bemerkte, wie lästig dem Herrn das ziemlich umfangreiche Schriftpacket zu werden schien.

„Wenn ich mir nur das Ganze zu erklären vermöchte," erwiderte er.

„Siehst Du, Du närrischer Kauz," rief Schröter, „das ist ja eben der Witz bei der Sache, und ich bin fest überzeugt, die Herren vom Gerichte wissen auch noch nicht mehr als wir, sondern haben sich mit Dir blos einen Scherz machen wollen, weil sie gehört haben, daß Du zu viel arbeitest und der Bewegung bedarfst und mich, als Deinen besten Freund, haben sie, damit Du Gesellschaft hast, mit festgenommen."

Albert's Herz vermochte den Scherz Schröter's nicht zu fassen, zum wenigsten in seiner jetzigen Stimmung nicht, denn es war zu sehr aufgeregt und zu betrübt.

„Scherze nicht, Schröter," sprach Albert, „denn Dein Scherz scheint mir eine Herausforderung des Schicksals zu sein, wenn wir beide uns auch keines Unrechts bewußt sind, so kann dieses Räthsel doch leicht eine andere Lösung erhalten als wir ahnen. Sei ernsthaft und laß uns über die Angelegenheit ernst sprechen. Ahnst Du den Grund unsrer Verhaftung?"

„Nein," erwiderte Schröter, „ich glaube, daß sie mit dem Diebstahl meiner Papiere im Zusammenhange steht, das ist Alles, was ich weiß und glaube."

„Hattest Du vielleicht Briefe darunter, die uns irgend wie betreffen?"

„So viel ich weiß, nicht. Es waren Briefe darunter, die eine andere Person allerdings sehr an den Pranger

stellen, und die Absetzung des Consistorialraths Ellis ist die Folge davon, aber sie betreffen uns nicht."

„Ellis ist abgesetzt?" fragte Albert verwundert.

„Ja, auf Grund jener mir gestohlenen Briefe, die ein Anonymer dem Minister v. Falken übersandt hat."

„Und die Pfarstelle in D . . .?"

„Wirst Du trotzdem sicher erhalten, erst gestern hat Ellis es mich versichert," unterbrach Schröter seinen Freund.

„Und weiter befanden sich keine Briefe unter Deinen Papieren?" fragte Albert weiter.

„Briefe genug, aber ganz gleichgiltige Geschäftsbriefe, Rechnungen und dergleichen. Weißt Du, Albert," rief Schröter, als wenn ihm plötzlich der wahre Grund eingefallen wäre. „Das Gericht hat gewiß meine letzte Cigarrenrechnung in die Hände bekommen und ist erstaunt, daß ein Candidat solch gute Cigarren zu rauchen vermag, es weiß, daß Du auch zu Zeiten davon geraucht hast, und beabsichtigt nun uns zu ermahnen, nicht solche Verschwendung zu treiben."

Albert konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

„Zum Glück," fuhr Schröter fort, „habe ich noch einige Cigarren bei mir, hier nimm Dir eine, wir wollen sie verdampfen, ehe das Gericht sie uns abnimmt."

Unter ähnlichem Gespräche, indem Schröter seinen Freund durch seine heitere Laune mehr und mehr ruhig stimmte, kamen sie in der Stadt an. Sie wurden in das Gefängniß geführt, erhielten aber zu ihrer Freude beide ein Zimmer, oder richtiger eine Zelle.

Albert schauderte, als er in das dumpfe Gemach

trat, während Schröter es ruhig und neugierig betrachtete und untersuchte.

Der Gefängnißwärter brachte ihnen das Abendessen: Brot und Wasser, und setzte es schweigend auf die Erde.

„Hört, guter Freund,“ sprach Schröter, indem er auf ihn zutrat und ihm auf die Schulter klopfte, „ich zweifle nicht daran, daß Euer Brot und Wasser beides ganz vorzüglich sind und auch unter Umständen gut schmecken, aber Ihr müßt wissen, daß unsere Gaumen etwas verwöhnt sind. Wir haben beide einen tüchtigen Marsch gemacht, sind hungrig und durstig, könnt Ihr uns nicht etwas Anderes verschaffen, d. h. auf meine Kosten?“

„Das läuft meiner Pflicht zuwider,“ antwortete der Mann, „mir ist vorgeschrieben, den Gefangenen Abends Brot und Wasser zu geben.“

„Ah so, das ist etwas Anderes, Eure Dienstpflicht dürft Ihr nicht übertreten. Habt Ihr eine Tochter?“ fragte Schröter mit zutraulicher Stimme.

„Ja,“ erwiderte der Wärter mürrisch.

„Und wie alt?“

„Sie wird morgen neunzehn Jahre alt.“

„Und Ihr habt gewiß noch nichts zu ihrem Geburtstage eingekauft? Hier, nehmt diesen Thaler und kauft dem Kinde einen Hut oder ein Tuch, es ist ein Geschenk für Eure Tochter, und dieses anzunehmen, kann Euer Amt Euch nicht verwehren.“

„Nein,“ erwiderte der Wärter freundlich, indem er sich den Thaler in die Hand drücken ließ.

„Grüßt Eure Tochter von mir, sie ist gewiß ein hübsches, schmuckes Mädchen, wenn sie auf ihren Vater artet," fuhr Schröter fort, „und sagt ihr, ich ließe sie bitten, wenn es ihr nicht zu viel Mühe machte und sie vielleicht zufällig heute Abend noch ausginge, uns eine Flasche Wein und ein gutes Abendessen zu besorgen, hier sind noch zwei Thaler, Eure Tochter kann es uns ja selber herbringen, und versteht Ihr, guter Freund, Ihr wißt gar nichts davon, es ist eine reine Gefälligkeit Eurer Tochter."

„Das ist etwas Anderes," entgegnete der Wärter, indem er die beiden Thaler annahm, „in einer halben Stunde haben Sie das Gewünschte, aber Sie dürfen nichts davon erwähnen, sonst . . ."

„Seid ohne Sorgen, guter Freund. Eure Tochter kann das Geschirr und die Flasche selbst wieder abholen; hier habt Ihr noch ein wenig Geld, um dafür eine halbe Wein zu trinken, auf Eure Gesundheit, und morgen, wenn wir vor Gericht kommen, werde ich eine Brotrinde mitnehmen und daran kauen, seid unbesorgt, Ihr sollt keine Unannehmlichkeit davon haben."

In einer halben Stunde hatten die beiden Freunde eine Flasche Wein und ein gutes Abendessen vor sich stehen, und wohl selten ist ein Gefangener in seiner Zelle so heiter gewesen, als es Schröter war, um die Sorgen und den Kummer von der Stirn seines Freundes zu scheuchen.

„Siehst Du, alter Junge," rief er, „man kann auch im Gefängnisse ganz comfortable speisen. Wir wollen diesen Abend so lustig als möglich hinbringen, damit

wir später mit Vergnügen daran zurück denken; Bertha soll leben!"

Die Weingläser klangen lustig zusammen und hallten an den Wänden des engen Gemaches, die wohl noch nie solch' einen Klang vernommen hatten, wider, und all' die kleinen Geister und Kobolde, welche dieses Gemach bewohnten und sich während des Schlafes auf die Brust der Gefangenen zu setzen pflegten, oder ihnen bunte, herrliche Traumbilder vorgaukelten, um sie beim Erwachen und Zurückkehren in die traurige Wirklichkeit, dieselbe doppelt schwer empfinden zu lassen, kamen hervor aus ihren geheimen Schlupfwinkeln und lauschten neugierig dem ungewohnten Klange und dem heitern Gespräche der beiden Freunde. Sie hatten bis jetzt nur Thränen und Klagen, Seufzer oder wilde Verzweiflung in diesem Raume gesehen und gehört, so lustig und heiter wie an diesem Abend war es hier noch nie gewesen, und sie selbst wurden durch die Lust angesteckt und tanzten und hüpften lustig in dem Schatten des spärlichen Lichtes. Selbst als Albert und Schröter sich zum Schlaf auf den harten Strohsack gestreckt hatten, hüpften und tanzten sie noch im Zimmer umher und haschten nach den Mondstrahlen, welche spärlich und bleich sich durch die eisernen Fenstergitter stahlen. Dann und wann jubelten sie in ihrer Freude laut auf, oder schrieen, wenn sie mit ihren Köpfen zusammenfuhren und tappten und trappelten am Boden hin und her.

Die beiden Gefangenen hielten die Töne für das Geschrei der Mäuse und Ratten, während es die kleinen Kobolde des Gefängnisses waren. Der Schlaf senkte

sich auf ihre Augen und wehte ihnen mit seinen Fittichen erquickende Kühle zu und die kleinen Kobolde wurden stiller und stiller, um die beiden lustigen Gesellen nicht zu erwecken. Sie setzten sich nicht als Alp auf ihre Brust, sondern umhüpften ihr Haupt als liebliche Traumbilder. Die Wände des Gemaches wurden weiter und weiter, grüne Bäume voll herrlicher Blüthen und Früchte, wuchsen empor das alte Försterhaus stand mitten unter ihnen, die Vögel sangen in den Bäumen lustige Weisen, die Sonne schien warm und mild durch das grüne Laub und die farbigen Früchte, und an Bertha's Hand traten beide Freunde aus dem Försterhause und gingen unter den Bäumen, pflückten Blumen und verloren sich im Walde. Die Gestalten änderten sich und Albert saß mit seiner Bertha im Wagen und fuhr soeben auf den Pfarrhof zu D. Die ganze Dorfgemeinde war versammelt und begrüßte das neue Ehepaar und der alte Küster machte seine steifen Referenzen und sah aus wie ein gerupfter Hahn und die Frau Küsterin mit ihrer hausgroßen Haube stand daneben und sang lustige Studentenlieder aus einem Kommersbuche, welches sie in der Hand hielt.

Diese Situation mochte Albert sehr lächerlich erschienen sein, denn er lachte im Schlafe laut auf und erwachte dadurch; auch Schröter war durch das laute Lachen erweckt, und da der Morgen bereits durch das eiserne Gitter in die Zelle graute, so verbrachten die beiden Freunde die Zeit im Gespräch.

Der Gefängnißwärter erschien bald darauf, brachte einen Krug frisches Wasser und zog zugleich eine Flasche

mit warmem Kaffee aus seiner Rocktasche. — „Ich dachte Sie würden des Morgens an eine Tasse Kaffee gewöhnt sein,“ sagte er halb verlegen.

„Ihr seid ein Hauptkerl,“ rief Schröter lustig und erfreut, „wenn ich ein König wäre, so würde ich Euch zu meinem Kultusminister machen; aber es soll Euer Schade nicht sein.“

„Sie werden heute Morgen noch vor den Untersuchungsrichter geführt werden,“ sprach der Gefängnißwärter.

„Das freut mich,“ rief Schröter.

„Wohl Ihnen,“ erwiderte der greise Mann, „wenn Sie sich darauf freuen, das ist ein sicherer Beweis, daß Ihr Gewissen Sie keiner Schuld zeiht, und ich habe es Ihnen sogleich auf den ersten Blick angesehen, daß Sie kein Verbrechen auf dem Herzen trugen; ein schuldbewußtes Herz kann nicht so heiter sein und so offen aus den Augen hervorleuchten, wie das Ihre.“

„Thut es das, thut es das,“ fragte Schröter, indem er die Hand des Mannes ergriff, „guckt mein Herz wirklich durch meine Augen?“

„Frei und offen, so daß ein Jeder lesen kann, was darin vorgeht,“ antwortete der Gefängnißwärter.

„So werde ich mir eine Brille mit blauen Gläsern anschaffen, „entgegnete Schröter halb lachend und halb ernst, „denn es gehen doch oft in des Menschen Herzen Dinge vor sich, welche nicht ein Jeder wissen soll und darf. — Grüßt mir Eure Tochter, Alter,“ setzte er,

um das Gespräch abzubrechen, hinzu, „sie hat gewiß den Kaffee gekocht, und mein Lebtag hat er mir nicht so gut geschmeckt als heute.“ —

Die Voruntersuchung.

Der Untersuchungsrichter Rumpf saß im Amtszimmer und schaukelte sich wohlgefällig und sorglos in einem großen mit Leder beschlagenen Sessel. Er hielt einen Brief in der Hand, der ihm soeben von einem Gerichtsdiener eingehändigt war. Während er den Brief las, gähnte er mehrere Male und fuhr mit der Hand über die Augen, um die letzten Spuren des Schlafes zu verscheuchen. „Hum, hum,“ sprach er zu sich selbst, als er den Brief gelesen hatte, „ohne Namensunterschrift, ich merke schon, das soll so viel heißen als anonym, oder daß der Schreiber nicht genannt sein will. Das ist gleichgiltig. Der Brief erleichtert mir die Voruntersuchung, ich weiß nun schon, was für Geisteskinder die beiden Burschen sind, und sie sollen staunen über die genauen Kenntnisse, welche ich von ihrem ganzen früheren Leben habe. Schon auf der Schule beide in einer geheimen Verbindung, wo geraucht wurde, auf der Universität beide in einer Burschenschaft, also Hochverräther, Fürstenmörder, Demagogen, ich will die Burschen schon fassen; sie sollen Respect vor mir bekommen. Der Anonymus nennt sich in dem Briefe meinen Freund,

ja ein Freund muß es sein, er hat mir einen wahren Freundesdienst erwiesen, denn die verfluchten Voruntersuchungen machen stets viel Arbeit und Kopfanstrengung."

Er hob den Arm in die Höhe, zog den vor ihm herabhängenden Klingelzug und befahl dem eintretenden Gerichtsdiener die beiden Gefangenen vorzuführen.

Als Schröter und Albert in's Zimmer traten, heftete der Richter einen langen und forschenden Blick auf sie, ohne sich aus seinem Sessel zu erheben. Endlich begann er die Untersuchung mit den üblichen Fragen nach Vor- und Vaternamen, Alter, Wohnort und Gewerbe. Als Schröter geantwortet hatte, daß er Theologie studirt habe, verzog sich das Gesicht des Richters zu einem spöttischen Lächeln und er fragte: „Und Sie hoffen doch nicht etwa eine Pfarrstelle zu bekommen?"

Die Miene, der Ton, die ganze Art und Weise, in welcher diese Frage ausgesprochen war, trieben die Röthe des Unmuths und Aergers auf Schröter's Wangen.

„Ich glaube nicht, daß meine Hoffnungen in das Gebiet Ihrer Untersuchungen gehören," erwiderte er ernst, indem er dem Richter fest in die Augen schaute.

„So," antwortete Rumpf, „Sie glauben es nicht, ich sage Ihnen aber, daß sie dennoch dahin gehören, und daß ich bei diesen Hoffnungen ein Wort mit zu reden habe."

„Ich zweifle sehr," erwiderte Schröter, sein Gesicht zu einem spöttischen Lächeln verziehend.

Der Richter verbiß seinen Aerger, nahm einen

Brief vom Tische, hielt ihn Schröter hin und fragte: „Haben Sie diesen Brief geschrieben?"

„Ja."

„Der Brief," fuhr der Richter fort, „enthält eine Majestätsbeleidigung, so wie hochverrätherische, demagogische Pläne."

„Ich weiß den Inhalt des Briefes nicht mehr," entgegnete Schröter ruhig, „aber ich zweifle, daß sein Inhalt Ihren Beschuldigungen entspricht, da ich nie dergleichen geschrieben habe."

„Sie haben nicht zu zweifeln," fuhr der Richter ärgerlich auf, „wenn ich Ihnen sage, daß es so ist."

„Ich kann nur dann aufhören zu zweifeln, wenn ich mich von der Wahrheit überzeugt habe, darf ich Sie bitten, mir den Brief zum Durchlesen zu übergeben?"

„Nein," erwiderte der Richter, „was ich gesagt habe, steht darin; Sie haben gestanden, daß Sie den Brief geschrieben, das genügt, um weiter gegen Sie zu verfahren."

„Ich muß mir aber die Frage erlauben, wie der Brief in Ihre Hände gekommen ist?" fragte Schröter.

„Das kümmert Sie nicht," erwiderte der Richter barsch.

„Es kümmert mich allerdings, da mir der Brief zugleich mit andern Briefen und Werthpapieren entwendet ist, und dieser Brief nothwendig auf die Spur des Diebes führen muß."

„Der Diebstahl ist eine völlig unwichtige Sache," entgegnete der Richter, „da es sich hier um Majestätsbeleidigung und Hochverrath handelt, und ich wiederhole es noch einmal, daß es Sie nicht weiter kümmert, wie der Brief in meine Hände gelangt ist."

„Gut," entgegnete Schröter, „wenn Sie also als Richter ein wirklich begangenes Verbrechen gut heißen und unbeachtet lassen, nur um ein eingebildetes Verbrechen strafen zu können, so werde ich es vorziehen, Ihnen auf keine Frage eher Antwort zu geben, als bis ich weiß, wie Sie in den Besitz des Briefes gekommen."

„Das mögen Sie machen, wie Sie wollen," warf der Richter spöttisch hin, „Ihrer Strafe werden Sie nicht entgehen. Ich habe schon längst ein wachsames Auge auf Sie gehabt. Schon auf der Schule sind Sie in einer geheimen Verbindung gewesen, auf der Universität waren Sie Sprecher einer Burschenschaft, nachdem Sie ausstudirt, haben Sie ein ungeregeltes, umherschweifendes Leben geführt — o, ich weiß Alles, und noch viel mehr, meinem Auge entgeht nichts, mit einem Blicke durchschaue ich alle Menschen im ganzen Lande und alle geheimen Pläne; mir ist noch nie Etwas entgangen."

Schröter hatte während dieser Worte des Richters sich gleichgiltig abgewandt und durch das Fenster auf die Straße geblickt. Als der Richter aber dem Gerichtsdiener den Befehl ertheilte, Schröter in das Gefängniß zurückzuführen, schritt er schnell auf Albert zu und ergriff seine Hand: „Ich weiß nicht, wessen Du beschuldigt wirst, aber was es auch sein mag, verliere Deine Ruhe, Deinen Kopf nicht, denk' an Bertha!" Nachdem er Albert herzlich die Hand gedrückt, verließ er schweigend das Zimmer.

Albert's Gefangennehmung und die Beschlagnahme

seiner Papiere war nur aus dem Grunde geschehen, weil sein Name in Schröter's Briefe genannt war; in seinen Schriften hatte sich aber nichts irgend wie Verdächtiges erwiesen. Der Richter richtete mehrere Fragen an Albert, welche dieser ruhig beantwortete. Des Richters ganzer Groll hatte sich auf Schröter gewendet und da er bei Albert keinen weiteren Grund der Anklage fand, so ward er zuletzt ganz freundlich gegen ihn und bedauerte sogar, daß er auf Grund des Schröter'schen Briefes verhaftet sei. Da indeß kein Grund der Anklage vorliege, so sei er frei und seine Papiere würden ihm wieder zugestellt werden.

Albert bat um die Erlaubniß, Schröter noch einmal sprechen zu dürfen, allein der Richter schlug ihm diese Bitte ab. Ehe Albert indeß die Stadt verließ, schrieb er noch einige Zeilen an seinen Freund, gab sie dem Gefängnißwärter und fügte seine Börse hinzu mit der Bitte, seinem Freunde nichts entgehen zu lassen.

Als er den Heimweg antrat und allein dahin schritt, war es ihm bang und schwer zu Muthe. Zwar war er frei, der Richter selbst hatte gesagt, daß kein Grund der Anklage gegen ihn vorliege, zwar hatte er die feste Hoffnung, daß sein Freund gleichfalls in wenig Tagen frei gelassen werde, da er seine Zurückbehaltung seinem trotzigen Sinne mit zuschrieb, aber das unbewußte, bange Gefühl wollte nicht von ihm weichen, und alle goldenen Strahlen der freundlich scheidenden Abendsonne glitten an seinem Herzen vorüber, alle muntern Lieder, die aus den Bäumen und aus dem Walde zu ihm tönten, hallten ungehört in sein Ohr. Sein Auge starrte auf

den Weg, aber es sah' nicht die Sonnenstrahlen, die sich an Blumen und Grashalme schmiegten.

Er kam heim. Jubel und Freudenthränen empfingen ihn, aber er konnte keine einzige Thräne mit weinen, sein Herz war unempfindlich für jede Freude.

Ob es Vorgefühle, ob es Ahnungen giebt? Der Pedantismus des trocknen Menschenverstandes leugnet sie, weil er sich nicht über die Vergangenheit und Gegenwart zu erheben, weil er das Nichtgreifbare nicht zu fassen vermag. Aber es giebt Augenblicke und Seelenzustände, wo die Wirkungen uns unbekannter Ursachen als Ahnungen und Vorgefühle vor die Seele treten. Es giebt Augenblicke, wo unser Geist einen Blick in die Zukunft thut, wo wir den nothwendigen Gang der Naturgesetze in Voraus erkennen, wenn wir uns auch des Zusammenhanges mit der Gegenwart nicht bewußt werden. Was ist das ganze Leben anders, als eine endlose Reihenfolge von Ursachen und Wirkungen, und wer vermöchte sich anzumaßen, beide stets zu erkennen, wenn sie auch schon in der Vergangenheit liegen! Mit der völligen Erkenntniß von Ursache und Wirkung schwindet alles Wunderbare des Lebens und der Mensch klammert sich so gern an das Wunderbare, an die Wunder, er sucht eine außer ihm und über ihm stehende Macht, so bald er die Macht, die in ihm liegt, nicht fühlt und diese ihm nicht genügt. Das schwache Rohr bedarf der Stütze gegen den Wind, der starke Baum schützt sich mit der Festigkeit seines eigenen inneren Kernes gegen die Stürme des Lebens. —

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich, Friedrich,

Die Orthodoxen Ein Roman aus der Gegenwart. Von Fr. Friedrich

Bd.: 1

Leipzig 1857

P.o.germ. 1924 y-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126504-1